P.o.germ. Lafontaine
783 i/13

<36634750820013

<36634750820013

Bayer. Staatsbibliothek

Wenzel Falk

und

seine Familie.

Von

August Lafontaine.

Dritter Theil.

Berlin, 1810.
Bei Johann Daniel Sander.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wenzel Falk und seine Familie.

Dritter Theil.

Die Erziehung in einer höheren Potenz.

Der Leser stelle die Wiege eines jungen Nordamerikaners nur einen Augenblick neben die Wiege des jungen Reichsfreiherrn Franciscus Falk von Falkenstein auf Steinau, u. s. w: so kann er wohl nicht anders, als seiner Mutter beipflichten, wenn sie den neueren Pädagogen, welche ihr so halb und halb die Erziehung des jungen Nordamerikaners zum Muster ihrer Erziehung vorschlagen, mit Abscheu zuruft: wofür wäre er denn ein Reichsfreiherr Falk von Falkenstein, in dessen Adern das Blut der Salen-Dorstedts fließt! — Ueberdies war Franz der erste Sohn; und in einem

ersten Sohne sieht jede Mutter, nach Stand und Würden, die Talente eines Viertelmeisters, oder eines Predigers, eines Professors, oder, wenn sie ein wenig Lektüre hat, eines so berühmten Mannes wie Voltaire und Göthe, oder, wenn sie aus dem Hause Salen-Dorstedt abstammt, eines General-Feldmarschalls mit dem Orden des goldenen Vließes; und der kleine Viertelmeister, Prediger, Professor, Voltaire, Göthe, oder Feldmarschall hat schon bei der Geburt alle Rechte der Großen, alle Tugenden dazu. Wozu also die Pädagogik nöthig ist: das frage ich selbst.

Die Frau Oberkammerherrin, Freifrau Falk von Falkenstein &c., geborne Freifrau von Salen-Dorstedt &c. übertrieb — das ist nicht zu läugnen — diese angeborne mütterliche Erziehung ein wenig. Eines General-Feldmarschalls Ehre muß früh geweckt werden; und so nannte die Amme ihren Säugling „junger gnädiger Herr." Schrie der junge gnädige Herr, so griffen zwanzig Hände zu, ihn zu vergnügen, und alle Welt

lobte die Stimme, womit der künftige General-Feldmarschall schrie.

Das junge Herrchen lernte auch bewundernswürdig früh seinen hohen Beruf kennen. Er kommandirte aus seiner Wiege die ganze Herrschaft Steinau, Vater und Mutter so gut wie die Andern, schlug nach allen Menschen, wenn sie seine Befehle nicht verstanden, nicht erriethen, oder nicht erfüllen konnten, und verlangte die Schäfchen vom Abendhimmel so gut, wie die Schäfchen von der Weide.

Die Mutter erzählte das als einen feinen Zug seines Geistes; doch die Leute, die ihn bedienten, hatten ihre Noth mit dem jungen Feldmarschall, und seinen feinen Zügen des Geistes. Die ersten Worte, die er lernte, waren die Namen seiner Vorfahren, seine eigene Würde, seine Hoffnungen. Er sah sein Familien-Wapen in alle Dinge gegraben, gebrannt, genähet, gewirkt, gestickt oder gemahlt; und die übrigen lebenden Geschöpfe in der Herrschaft Steinau, als Bedienten, Jungfern, Knechte, Mägde,

Pferde und Hunde, wurden so ziemlich in Eine Klasse geworfen. Was Wunder, wenn der Knabe die Menschen zuweilen behandeln wollte, wie ein Paar Pudel, denen er, um sie zu Mopsen zu machen, die Ohren ausgedrehet haben würde, wenn er Stärke genug dazu gehabt, und wenn die Pudel nicht um sich gebissen hätten.

Ueberall sah er um sich her tief gebückte Leute, und nur zwei, die aufrecht standen, seinen Vater und seine Mutter, die Niemanden schmeichelten, als allein ihm. Was konnte der junge Herr dafür, daß er sich als den Ersten in der Welt ansah, für den alles da wäre, und daß er zuletzt seine Eltern eben so kommandirte, wie alle Andern? und daß er bald der unerträglichste Tyrann wurde, am meisten für seine Eltern, die ihm doch zuweilen etwas abschlagen mußten.

Kurz, die Mutter gestand, als er sieben Jahre alt war, mit Thränen, es sey mit dem Knaben nicht mehr auszuhalten. Sie nahm einen Hofmeister an, der den kleinen

Löwen zähmen sollte; doch die Instruktion, die er von ihr bekam, machte den Knaben zum Herrn, und den Hofmeister zum Untergebenen. Nun wurde das Elend im Hause noch größer.

Die Mutter mußte sich endlich darein ergeben, daß ihr Franz aus dem Hause geschickt würde. Aber — wohin? Das war eine Frage, die Niemand beantworten konnte.

Unter allen gebückten Menschen in Steinau, gab es dort auch einen, der immer aufrecht stehen blieb, dafür aber sich nur selten sehen ließ, und gar nicht in gutem Credit stand; und das war Siegel. Er war Gerichtshalter gewesen, hatte aber die Stelle niedergelegt, weil er dabei kein ehrlicher Mann seyn konnte, und weil er das ganze Amt nicht liebte.

Man würde ihn schon längst weggejagt haben, eben weil er sich nicht bückte; der Mann war aber nicht zu entbehren. Er hatte seit zwanzig Jahren die sehr verwikkelten Geschäfte der Familie geführt, und

zwar mit einer Redlichkeit, mit einem Eifer, und zugleich für ein so geringes Gehalt, daß seine Stelle durchaus kein Anderer ersetzen konnte.

Er verwaltete auch ein anderes Gut, das der Dame gehörte; und, ob er gleich die Bauern, die ihn fast anbeteten, nicht drückte, trug das Gut weit mehr ein, als das beträchtlichere Steinau, das von Geitz und Ungerechtigkeit verwaltet wurde; er trieb nehmlich die Landwirthschaft mit Enthusiasmus und — mit Verstand.

Dieser Siegel wagte es, seinen eigenen Willen zu haben, und bestand oft so fest auf seinen Kopf, daß die Dame weder durch Artigkeiten, noch durch Befehle etwas Anderes von ihm heraus bringen konnte, als die Antwort: so nehme ich meinen Abschied!

Der kleine Löwe im Hause sah recht wohl, daß Siegel nicht der Sklav seiner Eltern war. Er versuchte sich an dem Manne; dieser sah aber den Buben mit so ern-

sten, drohenden Blicken an, daß derselbe sich ganz von ihm zurückzog.

Das wurde bemerkt; und man fragte, wie es zuginge, daß dieser Mann den Löwen mit Blicken bändigen könnte. Noch mehr! man drohete dem Knaben mit Herrn Siegel. Ja, man rief diesen, als er einmal in Steinau war, gegen den Buben um Hülfe an; und er sah sich nach dem wilden Knaben mit einem so drohenden Blick um, daß derselbe zum ersten Mal vor einem Menschen zitterte, und zwar vor einem bloßen Blicke.

Der Knabe wunderte sich hinterher selbst über seine eigene Furcht. Er nahm seinen Muth zusammen, und wagte es endlich, um seinen Feind zu prüfen, ihm eins anzuhängen. Da aber faßte Siegel des Knaben Arm sehr derb, zog ihn zu sich, und sagte mit einer donnernden Stimme: wag' das noch einmal, du Bube! — Die Eltern, in deren Gegenwart das geschah, wußten nicht, ob sie Siegel's oder des Buben Parthei nehmen sollten, und thaten daher gar nichts.

Des Knaben ganzes Wesen erbebte von der Kraft dieses Mannes; und doch wußte er, daß Siegel nicht mehr war, als Andre, die er ungescheut beleidigen durfte.

In der Seele des Knaben waren noch nicht alle Keime des Guten erstickt; denn er schwieg, und drang nicht auf Bestrafung des Mannes. So oft Siegel jetzt nach Steinau kam, begegnete Franz ihm artig, drängte sich auch wohl an ihn, und bemühete sich zuweilen sogar um seinen Beifall.

Das entging den Eltern nicht, die jetzt selber fühlten, daß es mit dem Buben nicht auszuhalten, und daß die ganze Erziehung in der höhern Potenz verunglückt wäre. Die Mutter begriff das nicht, da sie doch alles gethan, was Siegel selbst in den pädagogischen Unterredungen mit ihr als Grundsatz der Erziehung angepriesen hatte: einem Kinde so viel Freiheit zu verstatten, und so wenig zu verbieten, als möglich.

Doch genug, die Erziehung ihres Erstge-

bornen war nicht gelungen, und sie selbst fühlte die Folgen davon; denn Niemanden quälte der Bube öfter und ärger, als gerade seine Mutter. Ohne alle Scheu sagte er ihr in's Gesicht: ist mein Vater erst todt, so bin ich Herr in Steinau; und wer mir dann widerspricht, der muß ohne Gnade aus dem Hause! — Das, oder etwas Aehnliches, sagte er mit trotziger Härte seiner Mutter, wenn sie ihn ganz sanft und freundlich bat, doch diesen oder jenen tollen Einfall aufzugeben.

Wenn ihn noch irgend Jemand bändigen kann, sagte die Frau Oberkammerherrin wehklagend: so ist es Siegel! Und so wurde beschlossen, daß der Knabe diesem Manne übergeben werden sollte. Man äußerte das Anliegen gegen Herrn Siegel mit der größten Freundlichkeit, und ließ, obgleich mit gehöriger Vorsicht, sogar ein Wort davon fallen, daß er manches in der That besser verstände, als seine hochfreiherrliche Herrschaft. Die Mutter wollte indeß der wahrscheinlich allzu großen Stren-

ge des Mannes zuvorkommen, und äußerte darüber, was sie für nöthig hielt; Siegel aber schüttelte den Kopf, und sagte sehr bestimmt: „wenn ich den Kleinen zu mir nehmen wollte, so würden Sie mit meinen Bedingungen nicht zufrieden seyn."

Ich will es, lieber Herr Siegel; ich will! antwortete die Mutter freundlich. Sie werden ja meinen Liebling nicht allzu strenge halten.

„Ich kann ihn nicht anders zu mir nehmen, als auf die Bedingung, daß ich ihn behandeln darf, wie ich will, wie es mir gut scheint; daß er in allen Stücken von mir abhängt, in Kleidung, Wohnung, Essen und Trinken; daß Sie ihn binnen einem ganzen Jahre nicht wiedersehen, ihm nichts schicken, nicht nach ihm fragen."

Die Frau Oberkammerherrin brach die Unterredung ab; denn, was Siegel verlangte, war doch allzu viel für das Mutterherz, das den Buben allen andern Kindern, die ganz leidlich waren, so weit vorzog!

Doch, Franz that alles Mögliche seine Mutter dahin zu bringen, daß sie sich jede Bedingung gefallen ließ. Er ritt die wildesten Pferde, schoß im Zanke auf Menschen, u. s. w; kurz, sie mußte befürchten, daß er sich unglücklich machen würde, wenn er bei ihr im Hause bliebe.

Man fing aufs neue an, mit Herrn Siegel zu unterhandeln; und er machte die alten Bedingungen, daß der Knabe ihm ganz übergeben werden sollte, ohne daß man nach ihm fragte.

Aber werden Sie ihn denn bessern? fragte die Mutter.

„Wenigstens zähmen; doch auch bessern, hoffe ich, Ew. Gnaden. Ein Mensch, der unter bloßen Sklaven aufwächst, kann nichts anderes werden, als ein Tyrann; nur unter Menschen wird man ein Mensch!" — Die Dame mußte diese Beleidigung des unbeugsamen Mannes verschmerzen, so unangene m ihr das auch war. Sie unterhandelte noch einmal; doch Siegel bestand

auf seine Bedingungen, und ließ auch nicht das mindeste davon nach. Die Mutter mußte ihm förmlich versprechen, sich ein ganzes Jahr lang nicht einmal nach ihrem Sohne zu erkundigen.

„Sobald Sie das thun, gnädige Frau,“ sagte Siegel, „bringe ich Ihren Franz sogleich wieder zu Ihnen; und er wird dann schlimmer seyn, als vorher, weil er schon unter Menschen gelebt hat.“ — Sie seufzte; doch sie mußte sich entschließen: denn so eben meldete man ihr, daß der junge Herr zwischen die Dorfheerde eine Menge Schwärmer geworfen, und die Kühe dadurch so wild gemacht, daß sie den Hirten niedergerannt und endlich den jungen Herrn selbst unter die Füße getreten hätten. Man brachte ihn auf den Hof getragen, und das ganze Dorf war in Aufruhr; denn ein Paar Kühe waren bei dem Gedränge in den Teich gestoßen worden und ertrunken.

Franz wurde zu Bett gebracht, und seine Entfernung aus dem Hause nun fest beschlossen.

Doch jetzt zeigte sich eine neue Schwierigkeit. Wie wollte man ihn wegbringen? „Dafür lassen Sie mich sorgen!" sagte Siegel. Er kam nach einigen Tagen wieder, ging auf das Zimmer des Knaben, und sagte ganz ruhig: „Deine Eltern haben dich mir übergeben. Von jetzt an hast du mich als deinen Vater zu betrachten. Zieh dich an!"

Der Bube lächelte, und legte sich erst recht zum Schlafen nieder. „Wenn ich einmal befehle," sagte Siegel mit verstärktem Tone, „so verlange ich Gehorsam!" Er hob den Knaben aus dem Bette, stellte ihn etwas unsanft vor sich hin auf die Füße, und sagte: „zieh dich an!" Franz biß die Zähne über einander, und — that, was er thun sollte. Doch nun war er mit Einem Satze aus der Thür, und in dem Zimmer seiner Mutter. Wo ist meine Mutter? fragte er sehr grimmig.

Sie ist diesen Morgen ganz früh verreis't.

Jetzt stand Siegel mit seinem Kutscher schon hinter ihm, und sagte: „Bring' ihn in den Wagen!" Der Knabe wollte sich wehren; der Kutscher hob ihn aber auf, und trug ihn vor die Thür. Siegel setzte sich neben ihn, und die Reise ging vorwärts.

Das

Das Philanthropin.

Franz setzte sich an das Kutschen-Fenster, ganz augenscheinlich, um sich den Weg zu merken, den man fuhr. Siegel selbst machte ihn nun aufmerksam auf den Weg, der durch dicke Waldungen und über lange Haiden ging, und erzählte dabei, daß sich in diesem Walde eine Räuberbande aufhielte, und in jener Haide noch eine andre. Und Sie fürchten sich nicht? fragte Franz. Siegel zeigte ihm vier geladene Pistolen.

Aber gegen eine ganze Bande? sagte der Knabe furchtsam.

„Ein Mann, ein rechter Mann, Franz, kann eine ganze Welt zum Zittern bringen. Das sollst auch du noch lernen. Du bist

bis jetzt so wild gewesen, Franz, weil du bloß mit Menschen zu thun hattest, welche dir gehorchten. Das ist keine Kunst. Aber jetzt wirst du mit Menschen zu thun bekommen, die dir nicht gehorchen; und die zu beherrschen, das ist Kunst. Es soll mich wundern, armer Knabe, ob du die Kunst, Menschen zu regieren, lernen wirst. Ich verstehe sie: das wirst du erfahren.

Franz schwieg zu diesen Aeußerungen, die er gar nicht erwartet hatte. Es war ihm indeß doch angenehm, etwas Neues zu sehen und zu hören; und Siegel erzählte ihm unterweges so viel Neues von der Erde, von den Menschen und den Thieren darauf, daß ihm die Zeit gar nicht lang währte.

Man kam erst am dritten Tage in Salen an; denn Siegel hatte absichtlich Ummwege genommen, damit der Knabe die Entfernung seines neuen Wohnortes von Steinau für recht groß halten sollte.

Jakobine, seine Tochter, sprang an den Wagen, und stutzte, als sie einen fremden Knaben darin erblickte. „Ich habe dir ei-

nen Bruder mitgebracht, Jakobine," sagte der Vater; „er heißt Franz. Wild ist er; aber gut.

Bei dem Knaben folgte Eine Ueberraschung auf die andre. Er hatte, nach dem Anfange, eine Strenge erwartet, die nun gar nicht Statt fand; und das that auf ihn eine recht gute Wirkung. Jakobine, die ein Jahr jünger war, als Er, nannte ihn ganz unbefangen: Franz, und Du. Sie zeigte ihm noch diesen Abend ihren Garten und ihr Spielzeug, ließ ihn von seiner Reise erzählen, und sagte nachher zu ihrem Vater: er ist gar nicht wild.

Am folgenden Morgen unterrichtete Siegel die Kinder. Jakobine war in allem viel weiter: sie las, schrieb und rechnete besser, als Franz. Da nahm Siegel den Knaben allein, und sagte freundlich: „laß dich gegen Jakobinen ja nicht merken, daß du der Sohn eines so vornehmen Mannes bist! Du siehst, daß du bei weitem noch nicht so viel gelernt hast, wie sie. Deine Schuld ist es nicht; aber du kannst sie

leicht einholen: es fehlt dir nicht an Talent dazu. Sieh, Franz, hier im Dorfe sind Bauerknaben von deinem Alter, die viel mehr wissen, als du. Indeß, sie brauchen nicht zu erfahren, daß du der Sohn des Freiherrn von Falkenstein bist; denn sonst müßtest du dich vor ihnen schämen."

Franz war sehr verdutzt darüber, daß hier eine ganz andre Rangordnung galt, als in Steinau, und daß er Ketten an sich fühlte, ohne sie doch zu sehen. Alles, was er sah, setzte ihn in Erstaunen, besonders, daß Siegel ihn mit so vielem Zutrauen behandelte, ob er sich gleich ganz fest vorgenommen hatte, es nicht zu verdienen. Der Knabe ballte die Fäuste, stampfte mit dem Fuße, und weinte vor Wuth, besonders darüber, daß er nicht mit sich einig werden konnte, ob er gehorchen sollte, oder nicht.

Während dieses Kampfes mit sich selbst, trat Jakobine zu ihm, faßte, als sie ihn weinen sah, mitleidig seine Hand mit der zarten Theilnahme ihres Geschlechtes, fragte:

warum weinst du, Franz? und trocknete mit ihrem kleinen Tuche die Thränen von seinen Wangen.

Die Bosheit des wilden Knaben wallte auf: er schlug ihr mit der Faust in's Gesicht; und in diesem Augenblick trat der Vater in das Zimmer.

Es war nur Scherz, sagte Jakobine bittend; gewiß nur Scherz, lieber Vater.

Der Vater schickte sie hinaus, und fragte dann: „war es nur Scherz, Franz?"

Nein! antwortete der Knabe trotzig: ich schlug sie, weil ich sie nicht leiden mag.

„Sage Niemanden, Franz, daß du wie ein falscher Hund bist, und nicht wie ein Mensch. Nur ein unvernünftiges Thier beißt um sich, gleichviel ob den Schuldigen, oder Unschuldigen. Doch du weißt noch gar nichts, Franz; nicht einmal, wie wehe dem Kinde, das dich lieb hatte, der Schmerz thut. Sie bat für dich: das war menschlich! Nun, damit du künftig weißt, was Schmerz ist, so sollst du ihn einmal füh-

len!" Er nahm seine Reitpeitsche, und hieb ihm ein Paar Mal derb über die Arme. Franz verzog keine Miene. Siegel sagte: nun kennst du den Schmerz! ... Es ist etwas Gutes an dir, Franz, daß du ihn so standhaft ertragen kannst. Jakobine konnte das nicht; sie weinte. Aber sie ertrug den Schmerz doch schöner; denn sie haßte dich nicht darum. — Lieber Franz, ich kann voraus fühlen, daß ich dich eben so lieben werde, wie Jakobinen, wenn du erst ein Mensch seyn wirst. Einige Tugenden bemerke ich an dir, Franz. Du hast Muth: den soll der Mann haben; doch das Pferd hat ihn auch. Du lügst nicht: das ist eine Eigenschaft eines edlen Herzens, und nur der Mensch ist ihrer fähig. Werde nicht falsch, Franz, und werde sanft!

Siegel ging; und schon nach zwei Minuten hüpfte Jakobine in das Zimmer zu dem Knaben, der, den Kopf tief auf die Brust niedergebeugt, stumm da stand, und nicht wußte, wie ihm geschehen war. Jakobine blieb in der Ferne stehen und sagte:

„Lieber Franz, weinst du noch?" Er schwankte zwischen dem Entschlusse, sie noch einmal zu schlagen, und dem, ihr, die für ihn gebeten hatte, zu liebkosen. Doch endlich ging er schweigend weg, da er zu keinem Entschlusse kommen konnte.

Der Knabe hatte einen wilden Ehrgeiz und eine immer treibende Thätigkeit; dazu kam noch eine wilde Phantasie, die ohne Plan und Zweck in seinem Gesichtskreise umher flatterte, und durchaus auf keinen Gegenstand gerichtet war. Diese schöne Anlage zu einer edlen Natur hatte Siegel mitten unter allen Unarten des Knaben sehr wohl bemerkt; und bei dieser Handhabe faßte er nun dessen Seele, und hielt sie daran fest. Er erzählte dem Knaben, von dem er sich begleiten ließ, wenn er auf das Feld ging oder ritt, Mährchen, in denen ein Mensch durch feste, unerschütterliche Beharrlichkeit allen Widerstand feindlicher Zauberer überwindet, das Unmögliche möglich macht, Ketten zersprengt, Felsen untergräbt, Flüsse ableitet, Schiffe zur

Flucht bauet, und so das Schicksal besiegt.

„Sieh, Franz," so schloß er ein solches Mährchen jedes Mal; „ein solcher Kerl steckt in dir. Wenn er nur erst heraus wäre! Nicht wahr, als ich dir erzählte, da brannte es in deiner Brust, und du wünschtest, an des edlen Menschen Stelle zu seyn? Du hättest eben das gekonnt, dachtest du.

Der Knabe antwortete nicht; doch fühlte er, daß Siegel Recht hatte.

Jeden Tag wand ihm Siegel ein neues Fädchen um das Herz, und zog ihn mit solchen Wundergeschichten fest an sich. Endlich sagte der Knabe: das alles sind Mährchen; nicht wahr, Herr Siegel? nur schönere, als unser Koch zu Hause erzählte. Was nützen sie mir denn also? — Nun erzählte ihm Siegel Columbus Entdeckung von America: wie der heldenmüthige Mann unablässig arbeitet, reiset, bettelt, um seiner Welt eine neue zu geben; wie das Schiffsvolk beim Anblick des neu entdeckten Landes um ihn her knieet, und wie er spä-

terhin von Spanien und von ganz Europa verehrt wird. Es versteht sich, daß Siegel ihm nicht einen dürren Artikel aus einem Compendium der Geschichte, vortrug. Der wilde Knabe sah auf Columbus Haupte die Lorbeern des Ruhms; mit Thränen in den Augen, die er, als etwas Weibisches, so gern hätte verbergen mögen und die Siegel nicht bemerkte, sah er alles zu Columbus Füßen niedersinken. Es war Poesie, was er hörte, und in seinem jungen Herzen regte der Ruhm die Adlerschwingen. Entflammt von Siegels Erzählung, irrte er nun drei Tage allein in den Wäldern umher.

Dann erzählte ihm Siegel Vasco's de Gama kühne Fahrt um die Spitze von Afrika, bei dem Donner der Kanonen, bei dem Wirbeln der Pauken, dem Schmettern der Trompeten, und dem Freudengeschrei des Schiffsvolkes.

Nun kam Siegel zu Alexanders Zug durch Persien nach Indien; dann zu Manko Kapaks besseren Thaten, den nackten

Wilden Hütten, sichre Nahrung durch Akkerbau, und Kleidung zu geben. Endlich schlugen, wie zwei Sonnenblitze, Pizarro's und Cortez romantische Heldenthaten durch des Knaben Seele, und entzündeten in seiner Brust die Flamme des Ruhms, aber auch Abscheu vor der Grausamkeit. Ihnen folgten lauter heroische Gestalten in Riesengröße, im Glanze des Ruhms: Theseus, Romulus, Herkules, Aristomenes, Agesilaus von Sparta und sein großer Enkel Kleomenes; das schöne Mährchen von Jason, und Homers erhabne Heldengedichte.

Attila's blutiger Heldenzug, und Karls des Großen, Gesetze und Ordnung gebendes, Schwert folgten auf der beiden Brutus berühmte blutige Thaten, deren erste Rom befreiete, deren zweite, edlere, es stürzte.

Dann ging im Philosophen-Mantel Diogenes, mächtiger als Alexander, und der sanfte Sokrates, mit dem Giftbecher in der ruhigen Hand, vor der Seele des Knaben vorüber; ferner der gerechte Aristides, Solon, und der harte Lykurgus, Titus, Aurel,

Trajan: schöne rührende Gestalten, die des Knaben Herz in sanfte Empfindungen auflös'ten; und dann, zum Gegensatz, der tolle Caligula, der feine, grausame, heuchlerische Nero, der Schwätzer Heliogabal, und der schreckliche Fall des ungeheuren Reiches, das sie beherrschten, schändeten und stürzten.

Der Knabe äußerte seinen Abscheu vor diesen Auswürfen der Menschheit. Da nahm Siegel ihn allein (denn Jakobine hörte alle diese Erzählungen mit ihm zugleich), und sagte: „Höre, Franz! du warst auf dem Wege, ein Caligula zu werden."

Nimmermehr! sagte er zornig, und mit Thränen in den Augen.

„Caligula war der Sohn eines edlen Vaters. Die Schmeichelei verderbte ihn; daher wurde er ein Ungeheuer."

Zum ersten Male warf sich Franz an Siegels Brust, und rief: o nein! nein!

Jetzt küßte ihn Siegel zum ersten Mal, und sagte: „nein! jetzt nicht mehr, mein Sohn! du bist ein Mensch geworden!"

Zwar brach der wilde Geist des Knaben wohl noch zuweilen durch die Schranken, die Siegel, wie einen Zauberkreis, um ihn gezogen hatte: er machte sich z. B. wohl an diesen oder jenen Bauerknaben im Dorfe; da aber hier Niemand wußte, daß er ein Sohn des gnädigen Herrn von Falk war (das hatte Siegel nehmlich ganz verschwiegen): so entschied den Streit immer die Stärke, auf gut republikanisch. Franz kam gewöhnlich mit blauen Flecken am Körper zu Hause, und merkte bald, daß, wenn er hier regieren wollte, er sich die Liebe der Knaben erwerben müßte.

Auch im Hause verlor sich seine Lust zu befehlen bald, weil Niemand gehorchte, wenn er befahl. Er mußte, wie in einem Freistaate, die Menschen bereden, oder bitten. Da ihm nun sein Stolz das Letztere nicht erlaubte, so behalf er sich lieber, wie Siegel selbst, der für seine Person gar keiner Dienste bedurfte, oder wie Diogenes, dessen Beispiel ihm hierbei sehr wohl zu Statten kam.

Jakobine, die, eben so wie er, unter den großen, edlen Gestalten der älteren und der neueren Geschichte erzogen wurde, hatte in ihrem Wesen und in ihrer Denkart etwas Heroisches angenommen, das indeß durch die Güte und Sanftheit ihres Charakters, wie ihres Geschlechtes, sehr gemäßigt wurde.

Schon nach drei Monaten faßte Franz einmal ihre Hand, und sagte: o, wie war es möglich, Jakobine, daß ich dich schlagen konnte!

Jakobine lächelte nur, und reichte ihm auch die andre Hand.

Sie gingen jetzt mit einander um, wie Schwester und Bruder. Sein heftiger Charakter riß ihn oft von ihr, wie die Zugzeit den Vogel von dem stillen Hofe, auf dem er erzogen worden ist; er kehrte indeß immer bald wieder zu ihren sanften Spielen zurück. Foderte er etwas von ihr mit Ungestüm, so gab sie ihm mehr, als er verlangte; nun aber war er von ihrer Großmuth gerührt, und wollte gar nichts haben, sondern ihr geben. Darüber entstand

denn ein neuer Streit, wer es dem andern an Großmuth zuvorthun sollte. So war es in gefahrlosem Spiel; doch in der Gefahr selbst, gab Franz Jakobinen alles. Er beschützte sie z. B. gegen den Anfall eines Hundes, wie ein Held, ging voraus, wenn sie durch die weidende Heerde gehen mußten, oder trug sie durch den Bach, wo ein Steg fehlte. Wurden Beide einmal von einem Gewitter überrascht, so mußte sie — er bestand darauf — seinen Rock über ihre Kleidung ziehen, und seinen Hut aufsetzen. So kamen sie denn — Er bis auf die Haut naß, sie ganz trocken — nach Hause.

Dafür aber mußte sie auch mit ihm weite Wege machen, um die Quelle des Baches aufzusuchen, oder im Walde den höchsten Berg mit ihm erklettern, weil er durchaus wissen wollte, wie weit man von da sehen könnte. Sein Blick schweifte immer in die Weite hin; Jakobine aber war in ihrem Thale so zufrieden, daß sie nie von selbst daran dachte, die Höhen rings umher zu besteigen. Er fragte immer:

was ist denn dort? und dahinter? und noch weiter? — Sie antwortete: sonst gar nichts, als solche Häuser und solche Menschen, wie hier.

Ich möchte wohl die Sonne oder den Mond hinter der Erde herauf kommen sehen! rief er; und sein Auge blitzte, selbst wie eine Sonne, gegen Osten hin. Sie erwartete geduldig den schönen Mond am Rande des Waldes, um sich zu freuen, wie er seinen Silberstreif über ihren Bach ziehen würde: das war alles, was sie von ihm wollte. Wenn sie auf ihr Beet im Garten Blumen säete, so legte er auf das seinige nichts als Eicheln. Sie fürchtete sich, daß jemand ihren Blumensamen stören möchte; Er sah schon nach drei Tagen zu, ob die Eicheln noch nicht gekeimt hätten.

Er erschlug einen Maulwurf, der ihr Blumenbeet umwühlte; sie seufzte, und sagte: ach, wenn es nun die Mutter ist, und die Jungen vergebens auf sie warten! Alles ging ihm zu langsam, schon im Frühlinge wünschte er, es möchte Herbst seyn

bloß um zu sehen, wie groß seine jungen Eichen geworden wären. Aber der Frühling ist ja so schön! sagte Jakobine mitleidig.

Zu ihrem großen Schrecken konnte er neben einem wandernden Soldaten, der vom Urlaub in seine Garnison zurückkehrte, her laufen, bald auf dieser Seite, um seinen Säbel, bald auf jener, um sein Gesicht zu sehen. Sie folgte ihm dann von weitem nach, obgleich immer versichernd, daß sie allein nach Hause gehen würde. Er folgte dem Soldaten so lange, bis er Jakobinen ängstlich rufen hörte; und wenn er dann wieder zu ihr kam, so war es doch seine erste Frage: wohin mag er wollen? wohl weit, recht weit? vielleicht wohl gar in den Krieg! —

Abends ließ er sich von dem Hofvoigt eine Menge fürchterlicher Gespenstergeschichten erzählen; und dann, wenn es recht dunkel war, ging er hinten durch den Garten, um sich recht zu fürchten.

Ich bitte dich, Franz, rief Jakobine hinter

ter ihm her: was soll das nun wieder! der Vater hat es verboten! Es ist ja so finster!

Eben darum! antwortete er. Aber bleib du nur weg; denn selbander fürchte ich mich nicht.

Doch schaudernd und zitternd ging sie im Dunkeln hinter ihm her, und verhüllte erst vorsichtig alles Weiße an ihrer Kleidung, damit er sie nicht etwa für ein Gespenst ansehen sollte; dann lief sie zu ihm, und drückte das Gesicht an seine Brust, um nichts zu sehen. Wollte er sich also fürchten, so mußte er sich Abends heimlich wegschleichen.

Es war seine größte Lust, sich unter die Flügel einer Windmühle zu legen, Zoll für Zoll dem Flügel immer näher zu rücken, und ihn so, ganz nahe vor seinen Augen, weg fliegen zu lassen. Aber bist du nicht recht gottlos, Franz! sagte sie, wenn sie ihn weinend und bei flehentlichem Bitten endlich unter den Flügeln weggezerrt hatte. Gott kann dich einmal strafen für deinen Uebermuth!

Dennoch kroch er wieder unter die Windmühle; es war ihm eine schöne Empfindung, wenn der Flügel so, wie der Arm des Todes, auf seine Stirn zustürzte. Sieh, Jakobine! jetzt, denk' ich, trifft er mich; jetzt! O, die Angst ist etwas recht Schönes! —

Er beneidete den Zimmermann darum, daß er eine Rede vom Dachstuhl herunter halten konnte. In der Feierstunde Mittags schlich er sich auf den Thurm, stieg aus dem Schalloche, um sich in den Stuhl des Schieferdeckers zu setzen, und machte in dem gefährlichen Sitze eine Fahrt rings um den Thurm.

Dies Wagestück erzählte er hinterher Jakobinen. Vor Angst hielt sie sich die Augen zu, und er mußte ihr versprechen, nie wieder den Schieferdecker zu spielen. Sie bat ihn dringend und mit vielen Thränen, bis er ihr endlich sein Wort gab, das er denn auch treulich hielt.

Einmal kamen Beide auf einer von ihren weiten Wanderungen an einen Kohlen-

meiler im Walde. Franz ging sogleich um ihn her. Die Kohlenbrenner verboten ihm, den Meiler anzurühren, weil sonst die Flamme ausbrechen würde. Kaum waren sie aber in ihrer Hütte, so hatte er schon die Picke in der Hand, und hieb ein Loch in den Meiler. Die Flamme schlug hoch heraus, und er bekam dafür von den fluchenden Kohlenbrennern einige derbe Püffe. Die fühlte er aber nicht, und jauchzte vor Freude über den hoch hervorspringenden Feuerquell.

Nein! sagte Jakobine, in rechtem Ernst: ich gehe nicht wieder mit dir aus! Doch — nun erst ging sie immer mit ihm: denn sie hatte ja durch ihre Thränen und ihr vieles Bitten die fluchenden Männer besänftigt.

Er stand eines Tages neben ihr, sein blaues Flammenauge gen Himmel gekehrt, ohne zu sehen und zu hören. Mit trunkener Seele dachte er nur: wenn ich doch Flügel hätte, und mich aufschwingen, mich in die fliegenden schwarzen Wolken tauchen, und

eindringen könnte in ihre Mitte, aus welcher die flammende Blitze hervorbrechen! Jakobine faßte seine Hand, und zog ihn dann am Arme; denn — wer konnte wissen, was der wilde Junge wieder wollte! Ihr wurde immer ängstlicher bei seinen starr, unverwandt, gen Himmel gerichteten Blicken. Sie legte ihm die Hand auf die Augen; und als er sie zurückschob, drückte sie endlich ihr Gesicht fest an das seinige, und sagte: „nein, du sollst nicht mehr so hinauf sehen!"

Jakobine, ich möchte so gern wissen, woher das Feuer kommt. Es muß doch mitten in der Wolke brennen, daß die Flamme immer so heraus schlägt! ... Und müßt' ich auch verbrennen, so erführe, so sähe ich's doch!

„O ja! und müßt' ich mich auch todt weinen. Du hast uns recht lieb, mit deinem Verbrennen!"

Jetzt eben habe ich dich recht lieb, Mädchen, sagte er, und drückte sie fest und entzückt an sich, als wäre sie die flammende Wolke, nach der ihn verlangte.

Er sann Tagelang darüber nach, ob an der Sage von Dädalus Wachsflügeln nicht etwas Wahres seyn könnte. Als Siegel ihm sagte, der Tschimborasso in Amerika sey beinahe eine Meile hoch, schrie er vor Vergnügen auf. Keiner von seinen Wünschen lag in der Mitte: er hätte auf dem höchsten Berge oder mit dem Bergmann im tiefsten Schachte leben mögen. Im kältesten Winter legte er die nasse Hand an ein Stück Eisen, riß sie blutig wieder ab, und sann nach, wie das zuginge: den Schmerz fühlte er nicht. Im schrecklichsten Gewitter blieb er ganz ruhig, und begriff nicht, wie Jakobine sich fürchten konnte. Mit einem schauerlichen Vergnügen dachte er daran, daß einmal das ganze Dorf in Flammen, oder unter Wasser, stehen könnte. Einmal gerieth er sogar auf den Gedanken, das Uhrwerk in seiner Seele eben so kennen zu lernen, wie seines Lehrers Tischuhr, die er aus einander genommen hatte, weil er durchaus wissen wollte, wie es zuginge, daß sie sich immer bewegte.

So etwas sagte er aber höchstens Jakobinen; meistens schwieg er von seinen Gefühlen und Gedanken, und saß für sich allein, wie ein Einsiedler. Frag doch den Vater! sagte Jakobine, wenn ihm so viel daran gelegen war, Dies oder Jenes zu erforschen.

Das eben will ich nicht, erwiederte er dann. Weiß der es, so muß es ja ein Mensch erdacht haben; und auch ich will es herausdenken.

Es gab tausenderlei Dinge, die ihn unaufhörlich, wie Gespenster, verfolgten. Sobald Siegel etwas dergleichen erfuhr (und Jakobine war meistens des Knaben Verrätherin, ohne daß sie selbst es wußte), berührte er den Gegenstand in seinem Unterrichte, freilich bloß nebenher: nur da half er nach, wo es durchaus nöthig war, wo eine unübersteigliche Schwierigkeit im Wege lag. Er hatte nehmlich den Grundsatz, daß Köpfe, wie Franzens Kopf, mehr dichterisch durch Selbst-Erfindung, als prosaisch durch Unterricht, gebildet werden müs-

sen; und in diesem Sinne hatte er seinen Unterricht ein Jahrlang fortgesetzt. — Von der Geschichte wußte Franz stückweise schon ziemlich viel, und sie fing auch an, sich in seinem Kopfe zu ordnen.

Jakobine schrieb ordentlich und klar; alles aber, was Franz schrieb, sah aus wie ein Quodlibet, oder wie eine Ruine. Er folgte dem Zuge seiner Gedanken, und wollte nicht einmal zugeben, daß es anders seyn müßte.

Was Jakobine ausführte, deutete er nur an. Das Gemeinste stand daher in seinen kleinen Schreibereien neben dem Erhabensten, so wie nehmlich ein elfjähriger Knabe etwas erhaben denken kann. Ein Gleichniß galt ihm für einen Beweis, und eine Analogie schien ihm unumstößlich. In jedem Aufsatze kam fast immer der Gedanke vor, alles sey Eins und dasselbe. Siegel wartete mit Ungeduld darauf, daß der Knabe sich einmal erklären sollte, was er damit meinte; doch das that er niemals. Es

war ein Gefühl, dem er die Gestalt eines Gedankens gab.

Siegel sagte ihm endlich: er möchte nach Hause schreiben; und er selbst wollte das gern. Doch mit aller Mühe brachte er nichts zu Stande, worüber ihm Jakobine nicht geradezu in's Gesicht lachte. „Ich bitte dich, Jakobine," sagte er endlich, „schreib einen Brief für mich, damit die Noth ein Ende nimmt; denn ich — und sönne ich mir auch den Kopf in Stücke — weiß gar nicht, was ich Denen zu Hause schreiben soll."

Jakobine setzte ihm ein sehr artiges Briefchen auf, und er schrieb es ab — in vollem Aerger darüber, daß er das Ding nicht selbst hatte machen können. Er sollte zum zweiten Male schreiben, und schrieb dasselbe Ding Wort für Wort. Jakobine las den Brief, und sagte lachend: „aber, du Schelm, den Brief haben sie ja schon!" Er erwiederte ganz ernsthaft: soll ich nicht schreiben, was hier in mir vorgeht, so — weiß ich nichts Andres, als immer dasselbe.

„Nun ja!" sagte Jakobine, „aber mit andern Worten." Sie schrieb wieder für ihn. Er schüttelte den Kopf, und sagte: Das kommt mir vor, Jakobine, als wollten wir das Vater Unser anders beten, und wir fingen mit der siebenten Bitte an. Es bliebe doch immer das Vater Unser.

Jakobine lachte noch lauter, und wurde nun sein beständiger Sekretär. Er selbst würde nimmermehr einen Brief zu Stande gebracht haben, worin nicht die beiden Brutus, wenigstens als Figuranten, aufgetreten, oder wohl gar ein Kampf zwischen einer Gans und einem Gänserich vorgekommen wäre, worin die Gans den Sieg behalten hatte, was ihm ein Wunder zu seyn schien.

Zu Hause staunte man seine Briefe an, und fühlte dabei eine Art von Scham; denn die Mutter war nicht im Stande, einen eben so guten Brief zu schreiben. Der Hofmeister mußte ihr eine Antwort aufsetzen. Franz lachte, als er sie las, über den närrischen Brief, und sagte: er ist so leer, wie ein Windei, das weiter nichts ist als

die Schale: sonst nichts darin, als Luft, nicht einmal Wind; denn da würde man doch etwas hören. Jakobine nannte ihn „einen Schelm, der sich über nichts freuen könne, als über etwas Ungeheures." —

Das Jahr war endlich verflossen, und Siegel machte Anstalt, mit Franz nach Steinau zu reisen.

Franz geht nach Steinau.

Sobald Franz das erfuhr, ging vor seiner Seele die Vergangenheit in einem langen glänzenden Zuge vorüber. Die Pracht seines väterlichen Hauses, der große schöne Park mit Statüen, in denen er die Bildnisse seiner Helden zu finden erwartete, da er sich noch dunkel erinnerte, daß man zu Hause diese Statüen „die Römer" nannte; der See bei Steinau, über dessen gränzenlose Wellen sein Auge verlangend wegschweifte; der Berg, der sich wie der Tschimborasso vor ihm erhob: — alles Alte war durch die ganz neue Welt vor seinen Augen und in seiner Seele, in die er bei Sie-

geln gerathen war, verwischt, und er sah es jetzt in Riesengestalten.

Schon zwei Tage vor der Abreise ging Jakobine traurig umher, und brachte ihm alles, was sie nur ersinnen konnte, zum Opfer. Sie pflückte ihm ihre schönsten Blumen ab, schenkte ihm ein Paar Tauben mit rauhen Füßen, nebst den Jungen, und das Lamm, das ihr eigenthümlich gehörte. Am Ende hatte sie ihm in den zwei Tagen ihr ganzes kleines Eigenthum geschenkt, damit er in Steinau an seine Schätze in Salen denken, und bald wieder kommen möchte. Er nahm alles ohne Weigerung an, um nur nicht reden zu dürfen; denn jetzt wollte er an weiter nichts denken, als an den See, an die Alpen, an den Park, an den Feenpallast zu Hause, an die marmornen Bildsäulen und Büsten in dem Garten, den seine Phantasie zu einem Olympia umschuf.

Seine Mutter hatte die ihr von Siegeln gemachte Bedingung erfüllt, und sich das ganze Jahr hindurch nicht nach ihrem

Sohn erkundigt, aber — fast jede Woche einen Boten hinübergeschickt, der ganz unter der Hand im Dorfe nachfragen mußte, wie es um ihn stände. Sie hörte zu ihrem Vergnügen, ihr Franz wäre gut und sanft, auch gesund und schön; und nun sagte sie ganz dreist, Siegel hätte zu seiner vortheilhaften Aenderung wenig oder gar nichts beigetragen.

Endlich kam denn der Tag, an welchem sie ihren Liebling wiedersehen sollte. Er saß die letzten zwei Meilen, nach seinem eignen Verlangen, auf dem Bocke, damit er sich freier umsehen könnte. Rechts lag der See — ein großer Teich; links das Gebirge — ein höherer Hügel.

O, werde ich denn nie etwas Großes sehen, lieber Herr Siegel? rief er sehr verdrießlich in den Wagen hinein.

„Nein, Franz!" antwortete Siegel; „denn es ist weiter nichts groß, als Gott, den du nicht sehen, und die Ewigkeit, die du nicht anders denken kannst, als so, daß du Jahr an Jahr legst. Die Alpen? Hast

du sie gesehen, so ist es vorüber: ein Maulwurf hat sie aufgeworfen. Die Erde ist ein größerer Ball, der unermeßliche Kreis des Weltalls für das Maß deiner Gedanken zu klein."

Warum ist aber das Maß meiner Gedanken so groß, Herr Siegel?

Weil du Gott zu denken hast, und den unsterblichen Geist, und die Ewigkeit; weil du größer bist, als die Welt, als das Leben. Auf der Erde ist weiter nichts groß, als ein großer Mann."

Bei diesen Worten standen wieder die Büsten im väterlichen Park vor des Knaben Seele; und nach wenigen Minuten rollte der Wagen auf den Hof, wo das Freudengeschrei der Familie ihn empfing.

Franz ließ sich von Vater und Mutter liebkosen, küssen, das blühende Gesicht streicheln, ohne sich eben darüber zu freuen und diese Beweise von Zärtlichkeit zu erwiedern, weil sie ihm fast unter der Würde des Alters zu seyn schienen. Dann aber warf er sich in Bertha's Arme, an die er

oft mit Reue gedacht hatte, und die er jetzt durch doppelte Liebe versöhnen wollte, wenn sie sich der ehemaligen Beleidigungen noch erinnerte. „Bertha," sagte er: „ich war ein wildes Thier; aber jetzt liebe mich: ich bin ein Mensch." Er umfaßte und küßte seine jüngeren Geschwister mit einer rührenden Zärtlichkeit. Gegen seine Eltern war der noch vor einem Jahre so freche Knabe furchtsam, sogar etwas scheu geworden; doch ehrerbietig stand er vor ihnen, wie ein junger Spartaner. Als seine Mutter ihn fragte: „liebst du mich denn noch?" da beugte er, anstatt zu antworten, das Knie auf den Boden, und drückte so ihre Hand an seine Brust, mit einer Innigkeit, die sogar Siegeln rührte, der wohl wußte, warum er sich so betrug.

Man erstaunte über dieses Wunder; noch mehr aber, als Franz auch einen alten Bedienten im Hause sehr ehrerbietig anredete, und freundlich zu ihm sagte: wenn von bedienen die Rede wäre, so würde der Knabe wohl den Greis bedienen müssen.

Bald wußte Jeder im Hause, daß der kleine Satan Franz wie ein Engel zurückgekommen wäre; und die Bedienten, die Mägde und Knechte, die ihn sonst gern vermieden hatten, stellten sich jetzt in die Thüren der Küche, der Gesindestube, der Ställe, wenn er vorüber ging. Es war dem elfjährigen Knaben sehr schmerzlich, daß man sich so über ihn freuete. Er grüßte indeß alle Leute im Hause und auf dem Hofe, nicht eben mit höflichen, aber mit recht herzlichen Worten. Seine Geschwister, die mit ihm gingen, erstaunten über seine Freundlichkeit gegen so gemeine Leute, wie Knechte und Mägde; denn auch sie wußten schon durch ihre Mutter, daß Franz in der Folge der Herr aller dieser Leute würde.

Die Mutter fand das übrigens recht gut an ihrem Lieblinge: denn, sagte sie, es ist eine gewisse Majestät in seiner Freundlichkeit. Herr Siegel hatte die Ehre, daß die gnädige Frau ihm ihre Hand bot, und ihm sehr huldreich sagte: er hätte Wunder an ihrem Franz gethan. Doch sogleich

sprach sie auch von des Knaben vortrefflichen Anlagen zu einem großen Manne, so daß Siegel am Ende nur wenig Verdienst um ihn behielt.

„In der That, Ew. Gnaden," sagte Siegel; „er hatte alle Anlagen zu einem edlen, vorzüglichen Menschen. Ich will Sie nur bitten, ihn, während er hier ist, so viel wie möglich, sich selbst zu überlassen." —

Diesen ersten Tag blieb Franz ruhig bei seinen Eltern. Doch am folgenden Morgen war er nicht mehr zu halten: er stürzte mit seinen Geschwistern in den Garten, und gerade auf das Zwölfeck los, wo „die Römer" standen: zwölf elende Büsten mit den Namen der zwölf ersten Römischen Kaiser, die Franz indeß für schön hielt, weil er noch keine bessern Kunstwerke gesehen hatte. Sein Zorn entbrannte, als er gerade auf den Caligula zuerst stieß.

„Wie!" rief er; „und dich finde ich hier, du toller Tyrann? — Fort mit dir!" Er wollte die Büste vom Piedestal herun=

ter werfen; doch sie war auf einer eisernen Stange befestigt. Sogleich holte er von einem Arbeiter eine Hacke, und schlug damit so kräftig gegen die Stirn des Kaisers, daß sie in Stücke flog. Nun kam Nero an die Reihe, und nach ihm Tiberius. „Du Schmeichler!" rief er dem August zu; „doch — du magst stehen bleiben!" Den Vitellius warf er ohne alles Bedenken herunter. Der Büste des Titus setzte er einen Kranz von Rosen auf, den er in aller Geschwindigkeit flocht; bei dessen rasendem Bruder aber griff er sogleich wieder nach der Hacke.

Bertha lief vor Schrecken von ihm weg, und stürzte athemlos zu ihrer Mutter in das Zimmer. Ach Mama! ach gnädige Mama! Franz! ach, Franz!

„Was ist denn?

Ach, besser ist er nicht! Er zerschlägt im Garten alle Büsten. —

Die Eltern gingen, so schnell sie nur konnten, in den Garten, und kamen zu

Franz, als er so eben einen Lorbeerkranz für Trajan flocht.

Franz! rief der Vater ihm schon von weitem zu; was fängst du hier für Streiche an! Meine schönen Kaiser!

„Tolle, rasende Wahnwitzige! Muttermörder, grausame Tyrannen! Ich möchte gern noch den dummen Claudius und den falschen August zerschlagen." — Alle Arbeiter im Garten standen von weitem, und sahen mit Erstaunen, welche Zerstörung er angerichtet hatte. Sogleich verbreitete sich nun im Hause die Nachricht, Franz wäre noch ärger geworden, als vorher.

Siegel lächelte, und sagte in einem sanften Tone: „Franz, es waren ja nur ihre Bildnisse!"

Gleichviel! erwiederte der erhitzte Knabe. Soll ein toller Unmensch eine Statüe haben, weil er mächtig war? Hier nicht, in meines Vaters Garten nicht! Wo eine Mutter lebt, Herr Siegel (hier faßte er die Hand seiner Mutter): soll da der Muttermörder Nero stehen?

Die Eltern hörten zu ihrem Erstaunen, daß Franz weder toll, noch boshaft war, sondern Gericht über Tolle und Bösewichter gehalten hatte.

Aber, mein Sohn, sagte der Vater besänftigt; es waren doch Kaiser, Vorfahren Seiner Majestät des Kaisers von Oestreich!

Schmeichelei hat sie sogar zu Göttern gemacht, antwortete der Knabe rasch; aber hier dürfen sie nicht stehen! Diese beiden edlen Männer (er zeigte auf Titus und Trajan) müßten sich ja von hier weg wünschen.

Die Mutter wußte nicht recht, was sie zu dieser Scene sagen sollte, und wendete sich um eine Erklärung an Herrn Siegel. Dieser schilderte ihr in wenigen Worten das Leben der zertrümmerten Kaiser; und nun freuete sie doch wenigstens der schöne Charakterzug ihres Sohnes, daß er keinen Nero in dem Garten seiner Mutter dulden wollte. Wärest du nicht so rasch gewesen, mein Sohn, sagte sie; — wir hätten ja

andre Namen unter die Köpfe setzen können.

Und hätten gelogen, Mama! sagte Franz, ernst und bitter. —

Die Sache war nun einmal geschehen; so erzählte die Mutter sie denn jedem Fremden, als einen Beweis von dem großen Muthe ihres Sohnes, der sich sogar unterstehe, Kaisern den Kopf zu zerschlagen. Siegel schwieg; er freuete sich aber in der Stille über das volle Herz seines Zöglings, der ihm gesagt hatte: „o, wäre ich zu den Zeiten dieser Teufel in der Welt gewesen!" (wobei er ohne Zweifel an den jüngeren Brutus gedacht haben mußte.) —

Nach seinem hochpeinlichen Halsgerichte war Franz wieder mild und sanft; nur — wie seine Mutter meinte — ein Träumer, in dessen Träume sich Niemand finden konnte. Aber, sagte sie, das soll sich nun bald verlieren, da wir ihn wiederhaben. Siegel hörte mit Schrecken, daß Franz in Steinau bleiben sollte; Franz selbst hörte es ganz gleichgültig, oder vielmehr beinahe

mit Vergnügen: er hatte hier eine Beschäftigung gefunden, die ihn anzog. Der Jäger nahm ihn mit auf die Jagd; und das Umherstreifen durch Wald und Sumpf, über Berg und Thal, weit in die Ferne, gefiel ihm. Die Berge waren hier höher, der See größer, die Gränze von Steinau ausgedehnter. Siegel mußte sich in den Willen der Mutter ergeben; doch als er abreisen wollte, konnte sich Franz nicht aus seinen Armen losreißen, und hätte sich beinahe anders besonnen. Er bestellte tausend Grüße an Jakobinen und an alle seine Bekannten. Siegel dachte, als er in den Wagen stieg: wenn er mich liebt und sich selbst, so wird er wohl nachkommen.

Die Frau Oberkammerherrin hatte, sobald Siegel abgereist war, nichts Angelegentlicheres zu thun, als geringschätzig von ihm gegen Franz zu sprechen; doch dieser äußerte immer eine so zärtliche Liebe für den Mann, daß sie gern schwieg.

Außer dem freien Jägerleben und dem weiten Umherstreifen in einer Gegend, die

ihm beinahe gänzlich fremd war, gefiel es ihm auch, daß er in Steinau befehlen konnte; selbst seine prächtige Kleidung (ein rothes mit Gold besetztes Reitkollet, und ein Hut mit einer weißen Feder), ferner sein schönes Pferd mit einer prächtig gestickten Scharlach-Decke, und der Bediente hinter ihm, auch zu Pferde, machten ihm Vergnügen. Er fand sein jetziges Leben sehr angenehm; und — wie er nun war — er wurde des Umherstreifens erst gar nicht überdrüssig, und war immer sehr heiter. Seine Mutter freuete sich, daß es ihm zu Hause so wohl gefiel, und glaubte nicht, daß er sich je wieder nach Siegeln sehnen könnte. Doch, schon nach einem Monath kannte er die Gegend um Steinau, so gut wie der beste Jäger. Nun blieb er manchen Tag zu Hause, und ging mit Bertha umher. Diese war ihm aber fremd, und für ihn zu unwissend. Fing er ein Gespräch an, so verstand sie ihn nicht: sie ließ ihn denken, ohne je seine Gedanken zu errathen, ohne ihn, wie Jakobine, an der Hand zu

ziehen und zu fragen: Franz, woran denkst du wieder? was in der Sonne brennt? warum der Mond nicht vom Himmel herunter fällt? warum du nicht fliegen kannst?"

Bertha wußte gar nicht, woran man denken kann, und hatte lange Weile, wenn sie mit ihm spazieren ging; denn flocht sie z. B. eine Kette aus Kuhblumen, so wollte er gleich eine flechten, mit der sich wenigstens der ganze Wald umgeben liesse. An eine solche Kette mochte Bertha nicht einmal denken; Jakobine hatte mitgeholfen, so lange er gewollt, und mit ihrer erregten Phantasie seinen Plan weiter ausgebildet, ihm aber gewöhnlich einen andern Gedanken untergeschoben.

Die tiefe Ehrerbietung, die er bei der Rückkehr in das väterliche Haus gegen seine Eltern gezeigt hatte, verlor sich ein wenig. Jetzt nahm er alle Leute in Schutz, und, wenn sie Recht hatten, so bestand er darauf, daß sie Recht erhalten sollten. Das ging so lange ziemlich gut fort, bis einmal

seine Mutter in heftigem Zorne war. Nun sagte er, sie müsse nicht so zornig seyn, und gebrauchte, um seine Lehre zu unterstützen, ein unglückliches Bild. „Ein Löwe," sagte er, „wird nicht zornig, wohl aber eine Katze, bloß weil sie so schwach ist." Und hierüber sprach er sehr lebhaft fort, ohne dabei weiter an seine Mutter zu denken.

Er drang darauf, Siegeln zu besuchen, und als ihm das abgeschlagen wurde, äußerte er das Verlangen, wieder ganz bei dem Manne zu wohnen. Der Hofmeister in Steinau, der sich mit der ganzen hochfreiherrlichen Familie recht gut vertrug, weil er vor den Kindern, wie vor den Eltern, recht hündisch kroch, konnte mit Franzen nicht fertig werden. Er hatte eine zahlreiche Sammlung von Wapen und Siegeln, die seine große Achtung für den Adel bezeichnete; Franz fand das nicht nur lächerlich, sondern sogar verächtlich: er sprach von dem Orden des goldenen Bließes mit nicht mehr Achtung, als von den seidenen

Bändern auf dem Kleide des Hochzeitbitters im Dorfe.

Der Hofmeister suchte Anfangs zwischen Franz und den Meinungen seiner Eltern mitten durch zu steuern; das ging aber nicht, da Franz das Gespräch aus der Unterrichtsstunde bei Tische wieder aufnahm. Sagte seine Mutter dann: Aber, Franz! was sprichst du für Zeug! so berief er sich auf den Hofmeister, der ihm seine Behauptung zugegeben hätte.

Traktaten, daß er seine Meinungen für sich behalten und davon schweigen sollte, waren mit dem elfjährigen Burschen nicht zu schließen; er sagte ganz ungescheut: Ist es recht, so zu denken, so muß es auch recht seyn, so zu reden. Die Wahrheit, sagt Herr Siegel, ist unter den Menschen, was die Sonne in der Schöpfung ist: sie leuchtet, ohne je dunkel, und geht unter, ohne je matt zu werden."

O! seufzte die Mutter; dachte ich es doch, daß Siegel so etwas aus ihm machen würde! —

Nach sechs Wochen erklärte Franz, er würde wieder zu Siegeln gehen. Man schlug ihm das kurz und bestimmt ab; am folgenden Morgen fand man aber, anstatt seiner, ein Billet, des Inhalts, „daß er wieder zu Herrn Siegel müsse, um etwas zu lernen.“ Sogleich wurde der Wagen angespannt, und die Mutter selbst fuhr ihm nach. Sie holte ihn erst drei Meilen von Steinau ein; und — zu ihrem großen Aerger wanderte er, gerade so wie ein reisender Handwerksbursche, mit einer Jagdtasche voll Wäsche und Kleidung auf dem Rücken, lustig seines Weges.

Man stellte ihm Himmel und Hölle vor; er blieb aber mit dem alten Eigensinn, und mit übler Laune, die er sich in des Vaters Hause wieder angewöhnt hatte, bei dem Entschlusse, zu Siegeln zu gehen. Ein Bedienter hob ihn endlich in den Wagen. Nun setzte er sich ruhig nieder, hob aber an: „ich kann ja doch zu Siegeln gehen; schon morgen, wenn ich will. Wer wird

mich denn einholen, oder finden, wenn ich einen ganz andern Weg nehme!"

Wir sperren dich ein, Franz! sagte die Mutter heftig.

„Wohin denn?"

Oben in das kleine Stübchen.

So stürze ich mich zum Fenster hinaus. Lieber todt, als gefangen!

Die Mutter erblaßte. Wir holen dich wieder, wenn du auch hinkommst.

Mutter, sagte er ernsthaft: Sie holen mich nur Einmal wieder; denn das zweite Mal gehe ich in die weite Welt, und Sie haben mich zum letzten Mal gesehen.

Der Trotzkopf sprach hiervon so erhitzt, daß man ihm, eben um seiner Hitze willen, glaubte. Man schlug Friedensbedingungen vor, und bewilligte ihm, noch ein Jahr bei Siegeln zu leben. Dagegen versprach er, dann ein Jahr in Steinau zu bleiben, wenn man ihn nachher in die Welt schicken wollte.

Die Mutter mußte ihr Wort halten, wenn Franz nicht davon laufen sollte. Sie

schrieb indeß an Siegeln: er müßte dem Knaben seine seltsamen Vorstellungen von dem Leben, besonders vom Adel, durchaus wieder aus dem Kopfe bringen. Man packte nun Franzens prächtige Kleider sämmtlich ein, und die gnädige Frau verlangte ausdrücklich, daß er keine andern tragen sollte. Auch ein Paar Hunde gab man ihm mit, ein Paar leichte Büchsen, und ein kleines, schönes Pferd. So schickte man ihn, nicht ohne heimliche Verwünschungen, aufs neue zu seinem Verführer, wie man Siegeln jetzt nannte.

Siegel empfing den Knaben mit großer Freude. Dieser fiel ihm um den Hals; dann aber waren seine ersten Worte die Frage: wo ist Jakobine? und nun stürzte er sogleich in den Garten, und rief: Jakobine! Jakobine! Sie eilte auf den bekannten Ton herbei, und warf sich in seine ausgebreiteten Arme. „Franz! Franz! lieber Franz!“ rief sie: „bist du endlich wieder hier?“

Ja wohl! sagte er; du bist ja besser,

Jakobine, als sie Alle dort in Steinau: viel besser! Sieh, nun will ich auch recht freundlich seyn, nicht mehr unter die Windmühlen kriechen, und an nichts denken, als was du willst. — Er nahm ihre Hand, und ging mit ihr die alten Wege, ohne sich darum zu kümmern, was Siegel zu dem Briefe seiner Mutter sagen würde.

Jakobine war denn doch, als der erste Rausch der Freude vorüber war, mädchenhaft genug, ihn von oben bis unten recht zu betrachten, und sich auch über die goldenen Epaulets auf den Schultern, das enge Reitkollet mit Golde besetzt, und den schönen, weißen Federhut zu freuen. „O, das ist hübsch! recht hübsch!" sagte sie, und hüpfte vor Freude rings um ihn her. „Aber wärst du auch wie ein Bettler wiedergekommen, ich hätte mich doch eben so gefreuet."

So wollte ich kommen, Jakobine: in meinem grünen Ueberrock, mit einer Jagdtasche auf dem Rücken. Aber — weißt du schon, daß ich ein Pferd mitgebracht habe?

„Das ist nicht gut, Franz; nun wirst du allein reiten!"

Ei, so mag es im Stalle bleiben! ich gehe mit dir. Meine Büchse kann ich ja mitnehmen, und meine Hunde auch. Du siehst dann zu, wenn ich schieße.

„Nein, schießen nicht, Franz! schießen nicht! Das mußt du mir versprechen!"

Er versprach ihr alles, was sie von ihm verlangte; so sehr freuete es ihn, daß er sich wieder bei ihr befand. In diesem Augenblick war er nichts als ein sanftes Kind, mit mädchenhaften Ideen, die nur wie Blumenketten um seine Seele her hingen. —

„Du bist in Steinau viel, viel besser geworden," sagte Jakobine nach einer Stunde; denn — er ging ja so froh neben ihr her, wohin sie auch gehen mochte. Er fütterte ihre Tauben, streichelte jede, begoß die Blumen, und sah mit ihr nach dem Lamme, gar nicht nach den schwarzen Wolken, die unten am Horizonte blitzten.

Siegel las während dessen den Brief

der gnädigen Frau, beantwortete ihn sehr höflich, sorgte für das Unterkommen des Pferdes, und ließ dann den Wagen wieder zurückfahren. Nun suchte er die Kinder auf, die sich im Garten auf dem Boden gelagert hatten und einander erzählten, was sie in den sechs Wochen ihrer Trennung Neues gesehen und gehört hatten.

„Fahre nur fort, Franz!" sagte Siegel, sich neben sie setzend; „ich höre mit zu." Franz erzählte, daß ihm zuletzt bei Tage, wie bei Nacht, von nichts, als von Salen, geträumt hätte. Ich mußte her, setzte er hinzu, obgleich meine Mutter es nicht erlauben wollte.

Wie machtest du es denn aber, Franz? fragte Jakobine, und sah ihm lächelnd in's Gesicht.

Nun, als sie denn gar nicht wollten, lief ich davon.

Das ist nicht hübsch! Davonlaufen! — Doch in diesem Augenblick sah sie auch ihren Vater an, und fuhr fort: du wirst wohl nur so gethan haben.

Nein, ich lief in ganzem Ernste davon.

„War es dir denn in Steinau so zuwider, mein Sohn, daß du zu diesem gewaltsamen Mittel griffest?"

Ja, sehr zuwider. — Nun erzählte er, wie es ihm Anfangs recht wohl gewesen sey, bald aber weniger, und dann gar nicht mehr wohl.

Ja, Vater, der böse Franz hat an nichts Freude, als an großen, großen Dingen. Sieh, es ist ihm gar nicht recht, daß die Sonne so ordentlich auf- und untergeht. Glaubst du wohl, Vater, daß er wünscht, es möchte einmal vier Wochen in Einem fort Nacht seyn, damit er sich über die Sonne recht freuen könnte?

„Es wird ihm auch hier langweilig werden, und überall, wenn er nicht etwas Großes unternimmt."

Ja, das fehlt mir eben.

„Das fehlt dir nicht. Doch davon ein ander Mal. Erzähle nur weiter!" Siegel fragte, und erfuhr nun ganz genau, wie alles zugegangen war, und sah leicht, daß

alles so und nicht anders hatte kommen müssen.

Jakobine wußte weiter gar nichts zu erzählen, als daß sie sich jeden Tag nach Franz umgesehen und jeden Tag den Weg nach Steinau gegangen wäre, weil sie gehofft hätte, er würde wiederkommen; ferner, daß sie während der Zeit gar nicht fleißig gewesen wäre, ihre Arbeiten versäumt, und bei dem Vater in der Unterrichtsstunde oft gar nicht zugehört hätte.

Du hattest ja aber recht Zeit zum Arbeiten.

„Ja, konnte ich denn? Mußte ich denn nicht immer und immer an dich denken? — Und um dich weinen! hätte sie noch hinzu setzen können, wenn es nicht ihr fester Vorsatz gewesen wäre, das nicht zu sagen, da der Schelm nun einmal nicht wissen sollte, wie lieb sie ihn hatte.

Das zweite Jahr in Salen.

Siegel hatte bis jetzt Franzen nur auf's Gerathewohl unterrichtet, nur den heißen Durst seiner Seele ein wenig gestillt, nur schnell einige große Grundsätze der Moral wie Felsenstücke in den Grund der stürmischen See versenkt, um seinen Entschluß daran zu befestigen; denn er glaubte nicht, daß er ihn nur ein volles Jahr, geschweige denn länger, in seinem Hause behalten würde. Jetzt aber, da Franz wiederkam, und noch ein Jahr, vielleicht auch wohl darüber, bleiben sollte, konnte er die angefangene Marmor-Statüe zu einem Mer-

kur, oder zu einem Apollo, ausarbeiten. Glätten — das fühlte er wohl — würde ihn nur die Zeit und das Schicksal.

Franz stürmte in Einem fort, wie ein schneller Strom, der darum auch trübe und dunkel ist, weil er sich bei seinem reißenden Laufe von den unreinen Theilen, die er mit sich führt, nicht läutern kann. Jakobine hingegen war ein sanfter Bach, der kaum weiter fließt, und darum hell ist, wie ein Krystall.

Siegel gab diesem unruhigen Geiste, der, wie ein Adler, nichts Geringerem entgegen fliegen wollte, als der Sonne der Wahrheit, eine lange währende Arbeit, das Erlernen der Römischen Sprache, die er schon angefangen hatte. Es lag ihm nicht daran, aus dem Knaben einen Philologen zu bilden: — das war er selbst nicht. Aber er sollte die Schriftsteller des großen edlen Volkes lesen, damit sein Geist eine stetere Richtung und einen ruhigeren Flug bekäme. Aus gleicher Ursache trieb er mit ihm die Mathematik.

Was Siegel zuvorgesehen hatte, geschah: die lange Arbeit ermüdete den Pegasus. Doch in diesen Augenblicken einer sehnsüchtigen Ermattung führte ihn Siegel oder Jakobine um sein eigenes Ich, um sein Leben her, zu seinen Kinderjahren zurück, zu den sanften Spielen, die er mit Jakobinen gehabt hatte; in dieser Zeit der Abspannung brachte Siegel die sanfteren Grundsätze der Resignation, die schönen Bilder des Friedens, der Häuslichkeit, in sein Herz; in diesen Stunden der Erweichung glättete er die sonst so spröde Masse, und das Kunstwerk gelang über alle Erwartung.

Dann aber reitzte Siegel den trägen Rinaldo mit den Lorbeerkränzen des Ruhms auch wieder zu neuer Arbeit; und nicht sehr lange, so las Franz den Livius für sich, den Tacitus unter Siegels Anleitung. Die vortrefflichsten Griechen lasen sie Beide in Lateinischen Uebersetzungen, und das Wesentlichste aus manchem hörte Franz auch in der Geschichte.

Der Erfolg war augenscheinlich, selbst

für Franzen: jetzt hätte er seines Vaters Kaiser nicht mehr zertrümmert; sein Geist war milder, sanfter geworden. Jakobinens Ruhe, die mit jedem Tage freundlicher und weiblicher wurde, half wohl am meisten dazu; und auch ihre schäferlichen Spiele, welche nach und nach in nützliche Hausarbeiten übergingen, die schöne Sorge für den Spielgefährten, die sich alle Augenblicke schon dadurch zeigte, daß sie von ihrem Nähezeuge nach jedem dritten Stiche auf, und ihm in's Gesicht sah, wenn er die Schlacht bei Cannä studierte, und wobei sie auch wohl einmal hustete, wenn er sie über den kühnen, listigen Afrikaner gänzlich vergaß.

Das freundliche Lächeln, womit sie ihm, so oft er sie ansah, Muth zu machen suchte; die frohe Geschäftigkeit, womit sie, wenn er Eil hatte, ihm die Wörter im Lexikon aufschlagen half; das frohe Erstaunen, wodurch sie sein Vorlesen einer schönen Stelle belohnte; die liebliche Art, womit sie ihm den Schweiß von der Stirn trocknete, wenn

er sich zu sehr angriff: alle diese bedeutenden Kleinigkeiten, womit die Natur das häusliche Glück so reich ausgestattet hat, machten ihn oft so sanft, so geduldig, daß er ihr, wenn sie einen Knaul wickelte, das Garn hielt, und, wenn sie endlich aufhören wollte, zu ihr sagte: wickle du nur! Ich will stundenlang so stehen, Jakobine.

Um so schmerzlicher wurde ihm aber der Gedanke, daß er dies Haus, in welchem er so glücklich war, bald verlassen sollte, worüber Siegel öfters sanft mit ihm sprach. „Du mußt von hier weg, Franz, was du auch darüber sagen magst. Wir selbst würden mit jedem Tage mehr gemerkt haben, daß wir uns bald trennen müßten. Ich kann dich nicht in die hohen Geheimnisse der Natur einführen, nicht in die Astronomie, nicht in die Physik, ja nicht einmal in die Sprache des Volkes, das du am meisten liebst. Stehst du doch stundenlang vor dem Plutarch, und betrachtest mit Sehnsucht die fremden Schriftzüge!... Die Welt, das Menschenherz, ist in noch fremdern Zügen

geschrieben; und diese lernst du hier nie. Auch machen wir dich zuletzt allzu weich, allzu geschmeidig: du verzeihest uns alles, weil wir dir alles verzeihen. Vielleicht würdest du hier, im süßen Spiele der Eintracht, dein ganzes Leben verträumen können; doch ein süßer Traum soll dein Leben nicht seyn. Deines Vaters Unterthanen erwarten schon mehr von dir, und dein Vaterland, die Welt. Du mußt fort von hier! Hier bist du nichts als ein Bäumchen in der Baumschule: das muß versetzt werden, um einen Garten zu schmücken."

Hier beschrieb ihm Siegel die Reise über die Alpen, wo er Hannibals Riesenweg finden könnte; stellte das unerschütterte Capitolium in Rom vor seine Seele, alle Triumphbogen und Ehrenpforten des Ruhms, Trajans hohe Säule; und die Geister der Römer stiegen vor Franzens brennenden Augen herauf.

Er drückte seinem Lehrer die Hand, und von einem längern Bleiben war jetzt nur noch dann die Rede, wenn er einmal in einer

Abspannung ein Paar Tage mit Jakobinen spielend gelebt hatte. Doch eben darum hielt es Siegel für nöthig, den Knaben von sich zu entfernen, ehe in dessen glühender Brust und in dem weichen Herzen seiner Tochter eine Flamme aufschlüge, die nur wegen des vertraulichen Umganges der beiden Kinder, und weil sie ungehindert bei einander seyn konnten, so oft sie wollten, noch nicht hervorgebrochen war.

Siegel that jetzt alles Mögliche, dem Werke seiner Kunst die letzte Feile zu geben. Er bat ihn, sich prächtiger zu kleiden, als sonst, und lehrte ihn reiten, was er selbst sehr gut und schulgerecht konnte, woher denn auch schöne Pferde seine Liebhaberei waren. Auch sprach er mit Franz jetzt meistens Französisch, das er mit dem National-Accent sprechen konnte, da er lange in Frankreich gelebt hatte, wovon man sich in Steinau nichts träumen ließ.

Der Tag der Abreise kam näher, und nun wußte Franz wieder nicht, ob er würde abreissen können.

Man gab in Steinau, auf seine Bitte, noch zwei Monath zu; doch nach Verlauf derselben war an kein weiteres Zögern zu denken. Der jetzt dreizehnjährige Knabe wollte verzweifeln. Zwar sagte er von Jakobinen nicht ein Wort; er fühlte aber, daß er sich nur mit blutendem Herzen von dieser seiner Schwester losreißen konnte.

Doch er mußte. Er stand schweigend vor ihr, während der Vater die Pferde satteln und aus dem Stalle ziehen ließ. Endlich, als Siegel an das Fenster klopfte, reichte er ihr stumm die Hand. Auch Jakobine konnte kein Wort hervorbringen. Er sah ihr noch einmal in's Gesicht, stürzte dann hinaus, und sprang geschwind auf sein Pferd. —

Unterweges sprach Siegel von dem Leben, das er in Steinau würde führen müssen, und bat ihn, da doch seine Heftigkeit nichts bessern könnte, ruhig zu seyn, und im Stillen, wo er könnte, zu helfen. „Sieh, lieber Franz, man würde deinen Ungestüm, und wenn er auch noch so gerecht wäre,

mir Schuld geben, mich aufs bitterste hassen, und es auf alle Weise zu verhindern suchen, daß wir einander je wiedersähen. Vergiß das nicht!"

Franz versprach, sanft und freundlich zu seyn; doch heimlich nahm er sich vor, nicht lange in seines Vaters Hause zu bleiben. —

Sie wurden in Steinau erwartet, und man sah ihnen aus den Fenstern entgegen. Die schlanke Gestalt des hoch aufgeschossenen Knaben auf einem edlen, muthigen Pferde, gegen welches das beste Reitpferd seines Vaters nur ein Ackergaul war, seine schöne Kleidung und sein anständiges, kunstmäßiges Absitzen machten bei seiner Mutter einen sehr guten Eindruck.

Die Freundlichkeit in seinem Gesichte, die Liebkosungen, womit er die Zärtlichkeit seiner Eltern belohnte, die Bescheidenheit, womit er jede Frage beantwortete, die Artigkeit, womit er sich gegen einige Gäste betrug, die eben in Steinau waren — dies alles nahm die Mutter, die in ihm einen rohen Bauerknaben erwartet hatte, sehr

für ihn ein. Sie wußte den guten, den besten, werthesten Herrn Siegel gar nicht genug zu rühmen, und versicherte ihm, sie würde nimmermehr vergessen, welches Verdienst er sich um das freiherrliche Haus erworben hätte. Vor großer Zufriedenheit mit ihm ließ sie es sogar ohne alle Bemerkung hingehen, daß er Franzen Du, und Franz ihn mit froher kindlicher Liebe Vater nannte.

Das wird sich wohl geben, sagte die Mutter ganz artig. Und als Franz bei Siegels Abreise ihn erst gar nicht aus seinen Armen lassen wollte, und ihm dann sanft weinend nachsah, so weit er nur konnte, da sagte sie: recht, lieber Franz! Du bist dem Manne viel schuldig; ich verspreche dir aber, wir wollen dankbar seyn und ihn anständig belohnen.

Franz sagte, auf einmal lebhaft, halb unwillig: Was ihn belohnt, Mutter, kann ihm kein Fürst geben: meine Liebe.

Es ging doch nicht anders, guter Franz, hob sie nach einigen Tagen wieder an: denn

du mußtest doch auch Leute von deinem Stande sehen; und das kannst du wohl hier, aber nicht in Salen.

Was soll ich an denen sehen! — hätte er gern gesagt; doch er schwieg, um Siegels willen.

Die Mutter beobachtete ihren Sohn mit scharfen Augen; sie konnte aber nichts an ihm entdecken, worüber sie Siegeln nur den mindesten Vorwurf hätte machen können.

Der Hofmeister war mit dem jungen Menschen in Verlegenheit. Anfangs hielt er ihn für unwissend, weil er die Grammatik nicht so kannte, wie Er sie lehrte, und viele Dinge gar nicht wußte, wovon Er sowohl als die übrigen drei Kinder, gleich Papageien, plauderten. Doch Franz fing an zu fragen, setzte, was er dachte, mit Ernst, mit Lebhaftigkeit, mit Begeisterung, aus einander; auch kannte er manchen Theil der Geschichte recht genau, und berief sich auf die Quellen: nun hielt ihn der Hofmeister wieder für allzu gelehrt. Dieser eben nicht ungeschickte junge Mann sah sich

itzt gezwungen, viel zu studieren; denn Franz ging nicht, wie seine Geschwister, immer weiter, wohin man ihn führte; er blieb bald hier, bald dort stehen, weil er Zweifel oder Schwierigkeiten fand, die er erst aufgelös't oder gehoben haben wollte, ehe er weiter ging. Seine Zweifel brachte er mit Bescheidenheit vor, weil es ihm nur um Wahrheit zu thun war; doch der Hofmeister konnte zuletzt nicht umhin, bisweilen zu gestehen, er wisse Das oder Jenes nicht zu beantworten.

Franz fand hier eine größere Sammlung von neueren wissenschaftlichen Werken, und, was ihm besonders lieb war, eine ziemlich vollständige Sammlung von Dichtern mehrerer Nationen, auch in seines Vaters Bibliothek eine Menge älterer und neuerer Reisebeschreibungen. Ueber beide Sammlungen warf sich Franz mit der heißen Begierde eines Menschen her, der noch wenige Bücher gehabt hat, dessen Phantasie und Herz aber in steter Bewegung gewesen sind.

Der Hofmeister freuete sich, für den jungen Herrn etwas gefunden zu haben, das ihn der Mühe überhob, sich die Nächte hindurch auf seinen Unterricht vorzubereiten. Reisebeschreibungen liebte Franz übrigens noch aus Salen her, wo ihm Siegel so anziehend von Columbus, Vasco de Gama, Cortez und Pizarro erzählt hatte; die Dichter, weil sein Kopf und sein Herz selbst dichterisch waren. Den Hofmeister gewann er jetzt recht lieb, weil ihm dieser bei seiner Lectüre Manches sagen oder erklären konnte, was er nicht wußte. Diese Lectüre war ihm auch zu etwas Andrem höchst nützlich: er las sich aus Steinau weg, in eine andre Welt hinein; und so gingen tausend kleine Unannehmlichkeiten unbemerkt an ihm vorüber, die sonst Bitterkeit in seiner Brust verursacht haben würden.

Seine Mutter, die ihn jetzt selten anders sah, als mit einem Buch in der Hand, oder mit Bleistift und Zirkel, um sich Karten zu zeichnen, fing an auf Siegeln zu

schelten, daß er ihren Sohn, ob er gleich, wie Jason, ein goldenes Vließ zu erobern bestimmt war, zu einem Pedanten gemacht hätte, der nicht in die Welt taugen würde. Du wirst sehen, sagte sie zu ihrem Manne, wie er sich benehmen wird, wenn wir einmal wieder große Gesellschaft haben.

Solch ein großer Tag kam bald. Das ganze Haus wurde acht Tage lang umgekehrt, weil man einige Stunden Gäste haben wollte. Die Mutter ärgerte sich, daß Franz ganz ehrlich sagte: das käme ihm vor, als wollte man den Pfropf aus einer Weinflasche ziehen, und bauete dazu mit großer Mühe eine Maschine. Doch als die Gäste da waren, betrug sich der junge Mensch so artig, so wohlgesittet, und bewegte sich, zwischen Bescheidenheit und Trotz, auf der Linie des Anstandes so richtig, daß die Mutter fast kein Auge von ihm verwenden konnte. Und wie wurde ihr zu Muthe, als bei Tische der Graf Friesen, der den größten Theil seines Lebens in Paris zugebracht hatte und also nichts als

Fran=

Französisch sprach, das Gespräch auf Anquetil du Perron brachte, und als nun ihr Franz auf einmal, zwar bescheiden erröthend, aber doch ohne Verlegenheit, ihn in sehr gutem Französisch mit dem echten National-Accente anredete, um mehr von dem begeisterten Anquetil zu erfahren, den der Graf persönlich gekannt hatte.

Der Graf erzählte, was er wußte. Das war aber in der That weniger als was Franz wußte; und so sprach denn dieser, zum Erstaunen seiner Mutter, fast eine Viertelstunde allein. Sie hörte mit der größten Freude, daß der Graf jede Minute einmal sein bien dit! fort bien dit! dazwischen sagte.

Das Herz schlug ihr, als Friesen nach dieser Viertelstunde sie fragte: „Mon dieu! sagen Sie mir, welch einen vortrefflichen Lehrer hat ihr Sohn im Französischen gehabt? Er spricht ja wie ein geborner Franzose!" Sie nahm es auch gar nicht übel, daß er ihre Antwort nicht abwartete, son-

dern die Unterredung mit Franz sogleich wieder fortsetzte.

Aber, Franz, sagte sie nach Tische, mit triumphirendem Entzücken in den Augen: und davon hast du dir gar nichts merken lassen? Wer hat dich denn unterrichtet?

„Vater Siegel."

Siegel? Nicht möglich! Wir wissen ja kein Wort davon, daß er Französisch sprechen kann.

„Liebe Mutter, Sie wissen auch vieles Andre nicht von ihm."

Mais, Monsieur, sagte nach Tische der Graf; vous parlez superieurement bien françois. Sans doute, vous avez été à Paris? — —

„Ach," sagte Franz nachher mit einem Seufzer, „wenn ich, anstatt des Französischen, doch Griechisch verstände."

Auch die Mutter seufzte; doch über ihres Sohnes verkehrten Geschmack. Uebrigens verlangte sie von Franz, er sollte nun mit der ganzen Familie immer Französisch sprechen.

„Soll ich es nach sechs Monathen wieder schlecht und mit Germanismen sprechen, liebe Mutter? sagte Franz, um davon los zu kommen; heimlich aber sprach er doch zuweilen mit seiner Schwester Bertha, die er sehr lieb gewann, Französisch.

Die Oberkammerherrin sah nun auf einmal ein, was für einen Schatz sie an Siegeln hatte, und kam auf den Gedanken, auch ihren jüngeren Sohn auf ein Jahr zu ihm zu schicken. Sie würde diesen Plan auch ohne Zweifel ausgeführt haben, wenn sie nicht nach und nach an Franz Einiges bemerkt hätte, was sie bedenklich machte.

Ihm galt ein Graf — und hätte er auch eben so gut Französisch gesprochen, wie der Graf Friesen —, wenn er nichts weiter war als ein Graf, für höchst unbedeutend, und würde ihm selbst dann für nichts mehr gegolten haben, wenn vor dessen Brust der Orden, der sein Ziel seyn sollte, geschimmert hätte. Von dem Capitain Cook hingegen sprach er mit einer tie-

ſen Verehrung, obgleich ſeine Mutter vor Erſtaunen und Verdruß die Hände zuſammenſchlug, als ſie von ihm hörte, er ſey in ſeiner Jugend gemeiner Schiffsjunge auf einem Steinkohlenfahrzeuge geweſen.

Franz, mein lieber Franz! ſagte ſie mit Indignation; ein Schiffsjunge, und ein Orden des goldenen Vließes!

„Mutter," erwiederte Franz eben ſo unwillig: „vor des ehemaligen Schiffsjungen Bruſt hing am Ende eine Welt, die er umſchifft hatte."

Herr Gott, welch ein Menſch! rief ſie, und brach das Geſpräch ganz ab.

Franz war im Stande, jeden Stammbaum, auch ſeinen eigenen, und den des Hauſes Salen-Dorſtedt, mit dem Stammbaum eines Arabiſchen Pferdes zu vergleichen, und den letzteren vorzuziehen. „Denn," ſagte er, „bei dem Pferde weiß man doch, was daran iſt."

Was daran iſt? fragte die Mutter erhitzt.

„Ja! denn auf ein ſolches Pferd kann

man sich setzen, und nach vier und zwanzig Stunden wissen, ob an seinem Adel etwas ist, oder nicht."

Der Junge, rief sie nun, ist ja ein wahrer Atheist, der nicht an Gott und Menschen glaubt! —

Das Schlimmste war, daß Franz sehr mächtigen Einfluß auf seine Geschwister bekam; denn er hatte die Herzen derselben eben so gewonnen, wie Siegel das seinige: durch Erzählungen, die ihm noch ganz anders geriethen, als seinem Lehrer. Ihm nehmlich funkelten, wenn er erzählte, die großen blauen Augen, oder sie standen ihm auch wohl voll Thränen. Oefters sprang er wohl gar auf, hob seine Arme gen Himmel, und ahmte jede Bewegung, jeden Ausruf des Helden nach, von dem er erzählte. Wie hätten dabei die jungen Herzen seiner Schwestern und seines Bruders unbewegt bleiben sollen! Konnte das doch der Hofmeister selbst nicht, der nie mit solchem Leben hatte erzählen hören, und der das Bei-

spiel von körperlicher Beredtsamkeit, das Franz ihm gab, zu seinem Vortheil nützte.

Die Mutter verwies ihre Kinder auf das Rang=Reglement, und behauptete: ein solcher Mann wäre nicht courfähig.

Nicht courfähig? sagte Franz, und erzählte mit leuchtenden Augen, daß dem Christoph Columbus der stolze König Ferdinand und die eben so stolze Königin Isabelle selbst entgegen gezogen wären und ihn eingeholt hätten.

Gegen diese Erzählung kam sie mit dem Staatskalender, den sie in der Hand hatte, und mit dem Rang=Reglement nicht auf. Denn, wenn Franz, die Hand auf sein brennendes Herz legte, und, wie der Spanische König, sagte: „ich der König!" so glaubten die Kinder mehr an seine Würde, als an den Staatskalender.

Außer diesen Ketzereien gegen die Lehre vom Adel, mißfiel es der Mutter auch, daß der Zorn des Knaben zuweilen hoch aufflammte, wenn er eine Ungerechtigkeit begehen sah. Freilich schwieg er auf einmal

wieder, und war ruhig, sobald er an Siegel dachte. Doch dadurch gewann seine Mutter nichts: er gab sein Taschengeld an Den, welchem Unrecht geschehen war, borgte von seinen Geschwistern, und, wenn das noch nicht hinreichte, so verkaufte er, was sein war.

Bei einer solchen Gelegenheit hatte er seine goldene Uhr an einen Handelsjuden verkauft, das Pferd aber, welches ihm Siegel gegeben hatte, auf dem nächsten Pferdemarkt. Und dieser edelmüthige Enthusiasmus fing an im Hause ansteckend zu werden: Bertha's goldene Ohrringe hatten sich auf eben die Art verloren.

Die Bedienten im Hause, die Unterthanen im Dorfe, hatten jetzt an den Kindern oftmals Fürsprecher, und an Franz, bei auffallenden Gelegenheiten, einen so kräftigen, entschlossenen Beschützer, daß die Oberkammerherrin zuweilen gar nicht wußte, wie sie sich heraus wickeln sollte, da sie doch die Tugenden ihrer Kinder unmöglich Fehler nennen und darüber schelten konnte.

Es gab jetzt im Hause eine förmliche Oppositions-Parthei gegen die Mutter, deren Seele Franz war. Der Vater, ein sanfter, stiller Mann, trat, wenn der Sieg sich auf die Seite der Kinder neigte, wohl gar mit zu der siegenden Parthei.

Die Opposition gewann nur in sehr einzelnen Fällen; denn die Grundsätze der Mutter blieben dieselben. Franz erfuhr daher, als er nach einem Jahre darauf antrug, daß er aus dem väterlichen Hause weg in irgend eine Erziehungsanstalt geschickt werden möchte, eben nicht vielen Widerstand.

Man wollte ihn auf eine Ritter-Akademie bringen; er verlangte aber schlechterdings, auf eine berühmte Gelehrten-Schule gebracht zu werden, und setzte seinen Willen durch. Die Mutter reis'te selbst mit ihm, und quälte den Rektor des Gymnasiums, das Franz sich gewählt hatte, recht sehr mit allen den Foderungen, die sie für ihren Sohn machte. Desto angenehmer wurde der alte gelehrte Mann durch den

Sohn selbst überrascht, der ihn sehr demüthig, und zugleich sehr dringend bat, ihn besonders in der Griechischen Sprache zu unterrichten.

Franz fühlte sich auf dem Gymnasium sehr glücklich, da er seinen Wunsch erreichte. Der Rektor, ein wirklicher Kenner der Griechischen Sprache, nahm sich des lernbegierigen Schülers mit Lust und Liebe vorzüglich an, und bald las Franz ohne große Schwierigkeit die edlen Griechen, welche er schon so lange kannte und ehrte.

Die Französische Mamsell.

Sobald Franz mit seinen Ketzereien aus dem Hause war, und die gnädige Frau den Staatskalender und die Rangliste wieder in Ansehen gesetzt hatte, beschloß sie, Herrn Siegels Talente zu nützen, ohne ihm ihre Kinder selbst zu übergeben und sie von ihm zu Adels-Renegaten und Adamiten machen zu lassen. Herr Siegel stand jetzt wieder eben nicht in Gunst bei der gnädigen Frau, und sie fuhr selten einmal nach Salen hinüber, weil ihr dort der Anblick recht guter Häuser, wohlgekleideter Leute und des schönsten Viehes zuwider war. Sie kannte nehmlich das Sprichwort: „Gut macht Muth." Nun aber braucht der Bauer, meinte sie,

nur erst Muth zu haben, um bald auch übermüthig zu werden.

Indeß sie überwand sich, einmal wieder nach Salen zu fahren; und zu ihrem Vergnügen kam ihr Jakobine, auf die sie es angelegt hatte, am Wagen entgegen. Sie wußte durch Franz, daß Jakobine eben so fertig, ja noch besser, als er selbst, Französisch sprach; die kluge Frau war aber Willens, sich nichts davon merken zu lassen. Sie nahm das Mädchen zärtlich in ihre Arme; denn zärtlich konnte sie immer seyn, so oft sie etwas dadurch erlangen wollte.

Siegel wurde vom Felde zurück gerufen, und die Dame sprach mit ihm über ihre Reise, zu der sie einen guten Vorwand gefunden hatte. Nun schrieb er für sie in seinem Cabinet. Sie unterhielt sich während dessen mit Jakobinen, und konnte in der That denn doch nicht umhin, sich selbst zu gestehen, daß Jakobine äußerst gut erzogen war; und, noch mehr! sie fand, daß dieses junge Mädchen gar nicht ketzerisch über die Lehre vom Adel dachte, und äu-

ßerst bescheiden, äußerst demüthig war; Jakobine küßte ihr nehmlich bei jeder Liebkosung die Hand. Freilich, hätte die gnädige Frau gewußt, daß Jakobine ihr nur darum die Hand küßte, weil sie die Mutter des geliebten Franz war, so wäre sie wohl weniger zufrieden gewesen.

Jakobine freuete sich übrigens, daß die gnädige Frau so artig neben ihr saß, und ihr, wie ihrer eigenen Tochter, liebkos'te.

Herr Siegel kam aus dem Cabinet zurück, und Jakobine ging nun hinaus, um Anstalt zum Essen zu machen.

Welch ein schönes Kind, hob die gnädige Frau nun an, Ihre Jakobine! welch ein liebes Kind! Herr Siegel, soll ich Ihnen sagen, was ich mir, während Sie schrieben, vorgenommen habe? Ihnen Ihre Tochter zu entführen. In der That, Sie müssen mir das liebe Kind geben. Was macht sie hier, so ganz allein? Ein Mädchen, das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, darf nicht allein in einem Hause leben. Es muß

immer Menschen sehen und hören, für Menschen geschäftig seyn, Herr Siegel.

„Sie haben ganz Recht, gnädige Frau.“ — Er hatte schon lange gefühlt, daß seine Tochter, wenn er auf dem Felde oder gar verreis't war, eigentlich nicht mit ihren Büchern, ihrem Instrumente, ihrer — auch das war ihm nicht unbekannt — aufgeregten Phantasie, und ihrem Herzen, das, durch die Einsamkeit belehrt, allzu früh in ihr schlug, so ganz allein bleiben sollte.

Aber in die Hände der Frau von Falk? das mußte er erst überlegen. Seine andre Tochter hatte er seiner nicht reichen Schwester recht gern anvertrauet; doch der reichen, stolzen Frau von Falk? — Er schlug es ihr nach kurzem Besinnen ab.

Frau von Falk ließ sich aber nicht abschrecken, wenn ihr Vortheil im Spiele war; und seitdem sie mit Jakobinen Französisch gesprochen hatte, glaubte sie, das Mädchen gar nicht entbehren zu können. Sie versprach, Jakobinen wie ihre eigene Tochter zu halten; versicherte, daß sie eine Liebe

für das Kind gefaßt hätte, die ihr selbst ein Wunder schiene; und gestand, daß sie überzeugt wäre, der Umgang mit der guten Jakobine würde ihrer Bertha sehr nützlich seyn. Meine Agnes, sagte sie, ist für Bertha zu jung; daher hängt sie sich an die Kammermädchen, und das taugt nicht. Jakobine ist von ihrem Alter. Lieber Herr Siegel, ich bin Ihnen noch von meinem Franz her so sehr viel schuldig, das ich, wie ich wohl weiß, nur mit Liebe bezahlen kann. Geben Sie mir Ihre Tochter; und Sie sollen sehen, wie lieb ich sie haben werde!

Berthen kannte Siegel. Er überlegte wieder, und versprach der Frau von Falk, ihr seine Tochter nach sechs Monathen zu geben; doch nur unter Bedingungen. „Sie müssen Jakobinen halten, wie ein Fräulein von Falk, gerade eben so.“

O, ich kenne Sie ja, Herr Siegel! Das versteht sich von selbst.

„Sie muß nie zu irgend einem Dienste

gebraucht werden, den sonst eine Kammerjungfer verrichtet."

Das verspreche ich mit Freuden.

„Und ich, Ew. Gnaden, habe das Recht, sie in jeder Stunde zurückzufodern, ohne daß nur von weitem die Frage an mich gethan wird, warum ich es thue."

Nach Ihrem Gefallen. Aber ich weiß gewiß, Sie werden mir das liebe Kind recht lange lassen.

„Und ich allein sorge für ihre Kleidung. Sie bekommt nie ein Geschenk, unter welchem Vorwande es auch sei."

Da ist der Mann wieder, der immer verpflichten will, nie Verbindlichkeiten annehmen. Aber auch das, so weh ihr Argwohn mir auch thut. —

Der Plan wurde Jakobinen nun mitgetheilt, und sie hörte ihn mit sichtlicher Freude.

Die bedungenen sechs Monathe benutzte Siegel, um seine Tochter auf ihre neue Lage vorzubereiten. Er belehrte sie jetzt über den Unterschied der Stände und über

den Charakter der Frau von Falk, ließ ihr Kleider machen, wie sie der neuen Lage angemessen waren, und gab ihr Zeit, sich daran zu gewöhnen.

Frau von Falk kam noch einmal, und brachte ihre Tochter Bertha mit, der sie befohlen hatte, sich mit allen nur möglichen Liebkosungen und jedem Zeichen der Freundschaft an Jakobinen zu drängen. Das war indeß nicht einmal nöthig, da beide Mädchen schon ihr verlangendes Herz zu einander führte. Nach einem einzigen Spaziergange hatten sie einander von Herzen lieb. Franzens Namen nannte übrigens Jakobine gar nicht, wie ihr Vater es ihr bestimmt befohlen hatte. Frau von Falk erstaunte sehr angenehm über das Betragen des Mädchens, das sie bis heute sehr einfach und schlicht gekleidet gesehen hatte; und auch sie zog es mit den zärtlichsten Liebkosungen an sich.

Der Tag ihrer Ankunft in Steinau wurde bestimmt, und Siegel begleitete sie dahin. Er blieb ein Paar Tage dort, um

zu sehen, wie sie sich in ihre neue Lage schicken würde; und ehe er abreis'te, nahm er sie noch eine Viertelstunde bei Seite. „Du scheinst," sagte er, „das Fräulein Bertha zu lieben, Jakobine; und das ist gut. Nur denke daran, daß ich dir bestimmt verboten habe, dich mit irgend einem jungen Edelmann in ein vertrautes Gespräch einzulassen, so sehr er dir auch liebkosen, so sehr es auch so scheinen mag, als verdiene er dein Vertrauen. Ja! nein! oder, ich weiß es nicht! das laß, wenn es irgend möglich ist, deine Antworten seyn. Versprich mir das noch einmal, Jakobine!"

Das will ich gewiß, lieber Vater. Ich werde es nie vergessen. —

An Franz brauchte Siegel nicht zu denken; denn der hatte erklärt, daß er in den ersten fünf Jahren nicht wieder nach Hause kommen würde. — An den dachte auch Jakobine nicht; denn ihren Bruder, meinte sie, nähme ihr Vater gewiß aus. Sie nahm ohne viele Thränen von dem Vater

Abschied, und hüpfte bald nachher mit Bertha in den Garten.

Frau von Falk stellte sich nun ganz erstaunt, als sie hörte, daß Jakobine, neben ihren andern Geschicklichkeiten, auch die hatte, sehr fertig Französisch zu sprechen. Ei! liebste Jakobine, sagte sie; das ist ja vortrefflich! Nun wollen wir auch gar nichts anderes sprechen, als Französisch. — So wurde denn Jakobine Französische Mamsell im Hause, ohne es selbst zu wissen und ohne Gehalt zu bekommen. Uebrigens sah die Frau von Falk erst nach und nach, welch einen Fund sie an dem Mädchen gemacht hatte.

Jakobine schrieb eine sehr schöne Hand, und rechnete sehr fertig, da sie zu Hause die Register ihres Vaters hatte führen müssen. Liebes Kind, sagte die Frau von Falk, das mußt du ja nicht ganz aufgeben! — Sie entdeckte ferner, daß Jakobine sehr artige Briefe schrieb; denn da sie ihre Augen gern überall hatte, so fand sie einmal einen noch ungesiegelten Brief von Jako-

blnen an ihren Vater, der eine Beschreibung von einem großen Feste in Falkenstein enthielt. Darin stand denn, zum großen Erstaunen der Frau Oberkammerherrin, eine Charakteristik fast aller Fremden, die mit in Steinau gewesen waren, und zwar so treffend, so voll guter Laune, hin und wieder auch so satirisch, daß in der Schreiberei Siegels Tochter nicht zu verkennen war. Nebenher sah sie daraus auch, daß Jakobine das Verbot ihres Vaters, sich mit einem jungen Manne von Adel in ein Gespräch einzulassen, nicht vergessen hatte.

Sie begriff wohl freilich nicht, warum der sonderbare Siegel seine Tochter gerade davor so ernstlich warnte; doch gab sie diesem Befehl ihren gänzlichen Beifall. Uebrigens war es ihr unbegreiflich, wie irgend Jemand einen solchen Brief schreiben konnte, und nun vollends ein junges Mädchen von vierzehn Jahren! Es war ja, als läse sie ein Buch! O, was würde sie nicht dar-

um gegeben haben, wenn ihre Bertha einen solchen Brief hätte schreiben können!

Sehr natürlich trieb sie nun Bertha an, täglich zu schreiben, Theils Deutsch, Theils Französisch.

Bertha schrieb; aber — welch ein Unterschied zwischen ihr und Jakobinen! Indeß Bertha fing an, ihrer Freundin die Kunst abzulernen. Ihre Mutter las nach einiger Zeit einen kleinen Aufsatz von ihr, und bestimmte nun, in der Freude ihres Herzens, auch für sie ein recht hohes Ziel in weiter Ferne. —

„Ach," sagte Bertha; „wenn sie singt, liebe Mutter! wenn meine Jakobine singt!"

Auch singt? — Die Mutter ging hinüber in des Hofmeisters Zimmer, wo ein Klavier stand.

Ew. Gnaden, sagte der Hofmeister: Mamsell Siegel hat eine himmlische Stimme, und singt fertig vom Blatte. — Die beiden andern Kinder hüpften freudig um die liebliche Sängerin her.

„Ach, mir fehlt meines Vaters Flöte!“ sagte Jakobine: „zu der konnte ich singen!“

Sie mußte singen, und sang, wie sie vorlas, mit Innigkeit.

Bertha umfaßte sie, und sagte: Jakobine, du bist ein Engel!

(Du, mußten die beiden Mädchen einander nennen: das wollte die Frau von Falk durchaus.)

„Ein Engel?“ erwiederte Jakobine. „Das ist nun gerade das Leichteste von allem. Erst vor anderthalb Jahren habe ich angefangen, singen zu lernen, als wir in Salen so allein waren. Das lernt man im Umsehen. Sing mir einmal nach, Bertha.“

Sie ließ ihre Freundin die Tonleiter singen, und wurde nun förmlich zur Lehrerin in der Musik bestellt.

Oft sah die Mutter, wenn Bertha mit dem Notenblatt in der Hand, ein Liedchen sang, schon eine reiche, glänzende Zukunft

für ihre Tochter vor sich; denn mit solchen Talenten mußte Bertha alle Herzen erobern. Doch, wenn dann Jakobine ihre schöne volle Nachtigallenstimme erhob, so hätte auch die Frau Oberkammerherrin wider Willen beinahe ausgerufen: Jakobine, du bist ein Engel!

Etwa nach einem Jahre sagte Bertha zu ihrer Mutter leise und zögernd: „o, gnädige Mama, welch ein Engelherz hat meine Jakobine! wie rein, wie edel, wie erhaben ist ihr Geist!"

Das ist freilich auch recht gut, Bertha. Aber, liebes Kind, lerne du nur von ihr, was dir nützlich ist: die Sprache, den Briefstyl, das Singen, die Gewandtheit. — —

Beide Mädchen waren jetzt funfzehn Jahr alt. Wenn sie Arm in Arm neben einander gingen, die lieblichen Gesichter einander zugewendet, dann hätte man sie für zwei Grazien halten können, die eben jetzt einander die ersten Bewegungen ihrer Herzen verriethen: so himmlisch zärt-

lich waren ihre Blicke, so vertraulich ihr Auge, so entzückt lächelnd ihr Mund! — Aber nein! sie sagten einander nur, daß sie sich liebten, und sich nie trennen wollten, welches Schicksal sie auch treffen möchte.

Frau von Falk führte übrigens die Herzen der Mädchen nicht in Versuchung. Wenn sie Gäste einlud, wählte sie nur betitelte Personen, die folglich in der Regel schon über die eigentlichen Jugendjahre hinaus waren.

Zuweilen kam wohl ein junger Officier mit nach Steinau, der denn bei dem Anblick der schönen Mädchen große Augen machte; doch Bertha wußte, was Jakobinen von ihrem Vater verboten war, und — sie hatte sich ja vorgenommen, jedes Schicksal mit ihrer Freundin zu theilen. Es fehlte Beiden auch nicht an einem Mittel, den Herrn in der Uniform bald von sich zu entfernen: sie sprachen Französisch, wodurch sie ihn denn unfehlbar sogleich verjagten.

Dem Hofmeister im Hause war die liebliche Jakobine gar nicht gleichgültig, und er bemühete sich um ihre Zuneigung; doch ihm stand in Jakobinens Herzen Franz'ens Bild im Wege. Sie verglich den Hofmeister mit diesem Bilde, und — hüpfte fröhlich wieder in Bertha's Arme.

Die beiden Mädchen waren funfzehn Jahre alt geworden, und noch immer blieb ihr Herz ganz ruhig. Die Sehnsucht, welche in diesem Alter jede Saite des Herzens mit den Accorden der Liebe beseelt, fand bei diesen beiden Mädchen einen andern Weg, als Seufzer: einen Weg, der fast eben so romantisch war. Die gnädige Frau hatte das künftige Schicksal ihrer Tochter schon bestimmt, und erklärte das fast täglich geradezu. Bertha sollte, wenn sie siebzehn Jahr alt wäre, Hofdame an einem großen Hofe werden, und dann ihre Hand irgend einem reichen General, einem Grafen, oder, wenn es seyn könnte, wohl gar

einem Prinzen geben, der Mann möchte nun übrigens von außen und innen beschaffen seyn, wie er wollte. Bertha hatte sich fest vorgenommen, gar nicht zu heirathen, sondern mit Jakobinen, wie eine Nonne, in den schönen Banden einer reinen, tugendhaften Freundschaft, zu leben; und dieses Bild war ihrem jungen Herzen gerade eben so werth, wie die Liebe selbst.

Jakobine fand den Plan eben so schön, ja noch schöner, als ihre Freundin. Daß dabei das Andenken an Franz im Spiele war, wußte sie selbst nicht, und noch weniger sonst Jemand, da man in Steinau an Franz fast gar nicht mehr dachte. Er hatte Anfangs wohl geschrieben, doch nur selten, weil es ihm mit dem Briefschreiben noch immer fast eben so ging, wie in Salen, wo ihm Jakobine seine Briefe aufsetzen mußte. Jetzt aber erfuhr die Familie nur durch die Rechnungen, die sie für ihn zu bezahlen hatte, daß er noch lebte. An einen Besuch in Steinau dachte er gar nicht;

denn er hatte Siegeln sein Wort gegeben, daß er während der ersten vier Jahre nicht nach Hause reisen wollte. Da er nicht wußte, daß Jakobine jetzt in Steinau lebte, so blieb er ruhig auf seinem Gymnasium.

Franz kommt nach Steinau.

Der Rektor, unter dessen Aufsicht Franz studierte, war ein alter, braver Schulmann, bei dem man wohl an manche alten Statüen von Faunen und Satyrn denken konnte, in deren Innerem kleine Bildsäulen der Grazien verborgen waren. Er ging in einer großen Stutzperücke, und in einem sehr altmodigen schwarzen Kleide, hatte eine Stimme wie eine Trompete, und nannte noch alle Schüler Er; wußte aber bei seinen Schülern Eifer für die Wissenschaften und besonders für seine Lieblingssprache, die Griechische, zu erregen und zu erhalten.

Anfangs konnte sich Franz so wenig in den Rektor, als dieser in die sonderbaren Sprünge finden, welche Franzens Phantasie machte. Doch sie lernten einander näher kennen, und — was unter Lehrer und Schüler ein seltner Fall ist — auch lieben.

Franz rückte im Griechischen vorwärts. Er las den Xenophon, dann den Dionysius und Arrian. An den Thucydides machte er sich mehr als Einmal, ehe ihm, da er an den einfach schönen Styl des Xenophon gewöhnt war, der räsonnirende, historische Philosoph gefallen wollte, den er aber bald vor allen andern liebgewann. Den Herodot las er nebenher, als eine Sammlung von Mährchen, bis ihm sein Rektor zeigte, wie reichhaltig dieser Vater der Geschichte dennoch wäre. Zu gleicher Zeit las er den Homer, und ging von ihm zu den Tragikern über.

Der Conrector, ein eleganter Mann von jugendlichem Feuer, führte den Jüngling in die Brittische Literatur ein. Franz las bald den Shakespear, und dieser Dich-

ter riß seine Seele gewaltig mit sich fort.

Franz wurde der Liebling seiner Lehrer und auch seiner Mitschüler. Er kleidete sich nicht besser, als sie, und sein Taschengeld, womit er reichlich versehen war, stand Jedem zu Dienste, der es brauchte. So verlebte er vier Jahre unter fleißigem Studieren; doch hatte er Siegels oft wiederholten Rath nicht vergessen, daß er nach einer langen schweren Arbeit sich einige Ruhetage geben sollte, in denen er gar nichts thäte.

Wenn er sich ermattet fühlte, lief er mehrere Tage allein, oder in Gesellschaft eines Andern, den er liebte, in der Nachbarschaft umher, was der Rektor ihm gern erlaubte. In diesen Tagen stand denn seine Jugend, in aller ihrer Schönheit, wieder vor ihm: Vater Siegels stiller Wohnplatz und Jakobinens Lieblichkeit.

Er mochte Mädchen sehen, so viel er wollte — keins von allen war seine Schwester Jakobine, die, wenn er Dichter las;

fast immer vor seiner Seele stand. Er wußte sehr wohl, wozu seine Mutter ihn bestimmt hatte, und sah ein, daß eine Verbindung zwischen ihm und Jakobinen unmöglich war; doch, gerade wenn er dies dachte, bildete er sich ein, daß er Jakobinen liebte. Indeß liebte er sie wirklich noch nicht, sondern hielt für Liebe, was nur eine sehr angenehme Erinnerung an einige Jahre seiner Jugend war.

So hatte er vier Jahre auf dem Gymnasium zugebracht, und der Rektor selbst sagte ihm nun, daß ein längeres Verweilen bei seinem Unterrichte nur Zeitverschwendung wäre. Er traf mit einem sehr ruhigen Muthe Anstalt zu seiner Abreise. Doch als er im Wagen saß, wurde jeder Augenblick seinem Herzen gefährlich.

Schon auf der zweiten Station war es ihm unmöglich, im Wagen zu bleiben: er mußte thätig seyn. So adressirte er denn seinen Koffer nach Steinau, gab ihn auf die Post, und trat nun die weitere Reise zu Fuß an.

Er würde erst zu Siegeln gewandert seyn, wenn nicht der Weg nach Salen über Steinau gegangen wäre. Bei dieser einsamen Wanderung verschwand jede Erinnerung an die letzten vier Jahre; und die Gegend vor ihm öffnete sich seinen Blikken, wie das reiche Zauberland der Liebe. Er dachte daran, wie Jakobine jetzt seyn müßte; aber noch immer stand sie vor ihm, wie er sie verlassen hatte, zwölf Jahr alt, mit der feinen Grazien-Figur, dem runden Strohhute auf dem braunen Haar, und dem kindlich freundlichen Gesichte darunter. Anders konnte er sie sich durchaus nicht denken, ob er sich gleich Einmal über das andre sagte: sie ist ja seitdem beinahe fünf Jahr älter geworden!

Wenn ich, dachte er, nun eintrete in das Haus; wenn ich: „Jakobine!“ rufe, und sie mich sieht, mich erkennt: — ob sie mir wohl noch, wie sonst, mit zitternder Freude in die Arme fallen wird?

Und nun reihete er Traum an Traum: wie er aufs neue neben ihr sitzen, sie im

Englischen unterrichten, mit ihr die alten Lieblingsstellen der Kindheit aufsuchen würde. An jeder dieser Stellen mahlte seine Phantasie ein Fest aus, und setzte einen Zug der Liebe nach dem andern hinzu, so daß er, wirklich halb in Jakobinen verliebt, auf der Gränze seiner väterlichen Güter ankam.

Hier, so nahe bei Steinau, veränderte sich auf einmal alles vor seiner Phantasie. Er sah ein, daß seine Mutter ihn sehr bald in eine Lage stoßen würde, die er jetzt mehr als jemals haßte: das Leben am Hofe. Er verwünschte die Französische Sprache, welche im Grunde die Veranlassung zu diesem Plane war, und sah nichts als ein freudenloses Leben vor sich.

Bis jetzt war er Herr seines Schicksals gewesen, und eben nun, da er dies so gern seyn wollte, da er sich mit heißem Verlangen in die große weite Welt und in die Schattenlaube der Liebe sehnte, sollte er fest geschmiedet werden, an die Galeere des ihm so verhaßten Hofes!

Er warf sich auf einen Haufen Heu in einer Wiese, und sann über das Schicksal nach, welches seine Mutter ihm bereitete: ein Hofamt; Kammerjunker, dann Kammerherr, Hofmarschall, auch wohl Oberhofmeister, oder so etwas; am Ende dann ein Fräulein Dorstedt, das jetzt erst zwei Jahre alt war, zur Frau! Denn dieses Kind, die Tochter einer der größten Närrinnen im ganzen heiligen Römischen Reiche, hatten beide Familien, wie er aus einem Briefe seiner Mutter wußte, gleich nach der Geburt zu seiner künftigen Gemahlin bestimmt.

Ihn schauderte, als er daran dachte; und schnell stellte er das Bild seiner Wünsche dagegen: eine Reise von drei Jahren durch Italien, Griechenland und Aegypten, um dort noch einmal seine Klassiker zu lesen, die Künste zu studieren, und sich Kenntnisse zu erwerben, die er einst seinem Vaterlande, in einem selbst gedachten Werke, mittheilen wollte. Dann endlich stand an der Ehrenpforte seines Ruhmes Jakobinens

freundliche Gestalt, und er zog mit ihr auf einen schönen Landsitz, wo er der Liebe, den Grazien, den Musen, der Weisheit und der Tugend lebte.

Welche Verschiedenheit in den beiden Aussichten, die der Jüngling vor sich hatte! Und Eine von beiden mußte er wählen, jetzt wählen, ehe er einen Fuß in das Haus seines Vaters setzte.

Er blieb auf seinem Heuhaufen liegen, und sann auf ein Mittel, der Sklavenkette, die für ihn bereit war, zu entgehen.

Bei diesem Sinnen und Träumen wurden schon die Sterne am Himmel sichtbar, ohne daß er es merkte. Er richtete sich auf, und sagte: „ist es denn Pflicht, sein ganzes Glück für die verkehrte Grille eines Andern aufzuopfern? O Himmel!" —

So eben erblickte er die Sterne, und nahm sich vor, diese Nacht auf der Wiese zu bleiben und erst morgen früh nach Hause zu gehen. Er fand sehr bald ein ganz einfaches Mittel, seinen Wunsch zu erreichen: seinen Willen dem Willen seiner Mutter

entgegen zu setzen, und wenigstens zu retten, was er für sich retten konnte, die Wissenschaften und Künste, wenn auch nicht Jakobinen.

Bei dem Gedanken an Jakobinen fürchtete er sich übrigens mehr vor ihrem Vater, als vor seiner Mutter; denn Siegel, der ihn einmal auf dem Gymnasium ganz heimlich besucht, und dem er den Plan seiner Mutter mitgetheilt, hatte bestimmt erklärt: jeder Mensch müsse die Verhältnisse ehren, in welche ihn die Vorsehung gesetzt habe. „Glaube mir, Franz," hatte er gesagt, „es ist weise, oder — wenn du lieber willst — klug, auf dem angewiesenen Platze zu bleiben, und das Gute zu thun, was uns zu thun erlaubt wurde. Unser Glück hängt mit den Verhältnissen, in denen wir nun einmal stehen, so genau zusammen, daß wir — Tausend gegen Eins — unglücklich werden und unglücklich machen, wenn wir sie antasten. Meine Töchter, z. B. sind recht hübsch, und ihre künftigen Männer können glücklich mit ihnen leben. Aber

setze den Fall, es hielte ein Edelmann, der sie liebte, um die eine oder die andre an, so würde ich in jedem Falle Nein sagen, und meine Töchter eben so."

Franz stritt im Allgemeinen heftig gegen diesen Grundsatz; Siegel aber bewies seine Behauptung mit so unwiderstehlichen Gründen, daß der Jüngling ihm am Ende Recht geben mußte.

So gab denn Franz in den Planen, die er jetzt entwarf, Jakobinen fürs erste gänzlich auf. Mitten in allen diesen Gedanken schloß der Schlaf seine Augen, und er erwachte erst, als eben die Sonne hinter dem Gehölze hervorkam.

Er ging nun mit leichten Sinnen, mit fröhlichem Muthe, wie ein schöner Morgen ihn besonders dem jugendlichen Alter giebt, und mit dem Gedanken: „kommt Zeit kommt Rath!" durch das Gehölz in den Park seines Vaters, und auf das Wohnhaus zu. Seine Mutter — das wußte er — stand erst um acht Uhr auf; und so

hatte er denn noch vier ganze Stunden Zeit, mit sich zu Rathe zu gehen.

Er bog in einen Seitenweg ein, und sah vor sich, in einer Laube, ein Mädchen stehen, das ihn nicht bemerkte. Seine Schwester war es nicht; aber — die schöne feine, schlanke Gestalt einer Grazie, wenigstens. Er heftete seine Blicke lange auf sie; denn sie schien eine Thauperle an einer Rosenknospe zu betrachten, die sie bald so, bald anders hielt, um sich über das schöne Farbenspiel zu freuen.

Auf einmal wendete sie sich um, und er erkannte Jakobinen. Er stand unbeweglich da; denn — wie sah er sie wieder! In der Schönheit der aufgeblüheten Jugend, mit dem edelsten Wuchse. Sie war in einem weißen Morgenkleide, und hatte nur einen dünnen Flor um die schönen Schultern geschlagen, der ihre edle Gestalt wie in einen leichten Nebel hüllte.

Er hätte zu keiner glücklicheren Stunde kommen können, als gerade zu dieser. Die ganze Familie war nach Dorstedt gefahren,

und Jakobine allein zu Hause geblieben. Noch ehe die Wagen abfuhren, hatte sich Jakobine sogleich vorgenommen, nun einmal einen Tag ganz nach ihrer alten Weise zu leben. Schon ehe die Sonne aufging, kleidete sie sich an; und da Niemand im ganzen Hause war, dem sie im Park begegnen konnte (denn auch der Hofmeister hatte eine kleine Reise zu seinen Verwandten machen müssen, weil es die Frau von Falk für unschicklich hielt, das junge Mädchen mit dem jungen Manne allein zu lassen), so warf sie nur einen Flor über ihr leichtes Morgenkleid.

So lief sie in den Park, auf die Höhe, um einmal wieder die Sonne aufgehen zu seh'n, um einmal wieder das Gesicht in der frischen Morgenluft und im Thaue zu baden. Jetzt eben war sie von da zurückgekommen, und stand nun in der Laube, mit der Rosenknospe in der Hand. —

„Bist du es, Jakobine?" fragte der Jüngling mit leiser Stimme. Sie wendete das Gsich t zu ihm hin, erkannte ihn,

vergaß alles, alles — auch daß der Rosenstrauch, von dem sie die Rose gepflückt hatte, ihr den Flor von den Schultern zog —, und warf sich mit dem Ausruf: Franz! Franz! in seine offnen Arme.

Dieser Augenblick entschied über ihr ganzes Leben. Beide standen, von den zitternden Armen umfaßt, dicht vor einander, die Augen voll Thränen, fest auf einander geheftet, ohne Worte, ohne Bewegung. Endlich drückte Franz Jakobinen an seine Brust, und mit einer Innigkeit, die in ihrem Herzen eine nie gefühlte Bewegung verursachte. Aber noch immer blieben ihre Lippen wie gefesselt; denn ihre Seele wohnte nur in ihren Augen, die nicht aufhören konnten, zu schauen. Er war ein edel schöner Jüngling geworden, wie sie eine liebliche, holde Jungfrau; und das verursachte Beiden ein sehr angenehmes Erstaunen. Zugleich fühlten sie eine gewisse Scham, eine Verwirrung, die nach den ersten Momenten sie beinahe fremd gegen einander gemacht hätte. Doch er war

ganz voll von den Planen, die er am vorigen Abend gemacht hatte; und daß er Jakobinen hier zuerst antraf, schien ihm nicht ein Zufall, sondern eine Schickung des Himmels.

„Liebe Jakobine," sagte er schnell, weil er den kurzen schönen Augenblick nützen zu müssen glaubte: „ich habe dir viel zu sagen, ehe Jemand erfährt, daß ich hier bin; sehr viel! Mein guter Engel hat dich nach Steinau geführt. Ist dein Vater mit hier?

Nein.

„Wie kommst du denn hieher, Jakobine?"

Diese kurze Unterredung gab Jakobinen die Besinnung wieder. Sie zog sich zurück, und hüllte sich nun sorgfältig in ihren Flor, dem sie so viele Falten gab, als möglich.

„Wir haben nur Augenblicke, Jakobine; und . . . o Himmel! — diese Augenblicke . . ."

Nein, sagte Jakobine, ich bin mit der Jungfer der Mama ganz allein im Hause.

Alle sind gestern nach Dorstedt gefahren. (Franz gerieth bei diesen Worten in die lebhafteste Freude.)

Aber woher kommst du, Franz? Gerade jetzt! Und wie groß du geworden bist! O, wie freue ich mich, daß ich dich endlich einmal wiedersehe! Fühle nur, wie mir das Herz schlägt!

Das hatte Jakobine sonst wohl hundertmal zu ihm gesagt; aber jetzt legte er die Hand nicht auf ihr Herz, wie er es ehemals ganz unbefangen gethan hatte, wenn sie ihm etwas Aehnliches sagte. Sie errötheten Beide, und Jakobine verhüllte sich noch sorgfältiger.

Aber erzähle mir doch, Franz, woher du kommst, und wie du gelebt hast! Erzähle mir alles!

„Und liebst du mich noch so, wie sonst? Hast du mich nicht vergessen, liebe Jakobine?" — Das war eine verfängliche Frage, welche die arme Jakobine nicht anders beantworten konnte, als durch einen stummen Händedruck. — „Niemand ist zu Hause?"

fuhr er nun eilig fort; „und sie bleiben acht Tage aus?"

Freilich! sagte sie unruhig, weil sie auf einmal an ihr Alleinseyn mit dem geliebten Freunde während der acht Tage dachte.

Er dachte an weiter nichts, als daß er nun noch Zeit hätte, sein Herz vor Jakobinen auszuschütten. In dieser Minute des Ueberlegens sah Er sie mit trunkenen Blicken an; sie schlug die Augen zu Boden. „Jakobine!" sagte er endlich: „du bist noch so, wie sonst! eben jetzt dein liebliches Lächeln, gerade wie ehemals! Und doch bist du jetzt auch ganz anders: so schön wie eine Huldgöttin!"

Hast du auch schmeicheln gelernt? sagte sie, und reichte ihm beide Hände.

„Schmeicheln? Nein, Jakobine; das kann ich nie lernen. O, ich sage dir nicht einmal zur Hälfte, wie du mir vorkommst, und was ich empfinde. Aber — daß du hier bist, nimmt mich Wunder. Ich möchte tausend Fragen auf einmal an dich thun,

und alle in der Einen: hast du mich auch nicht vergessen?"

O, wie könnt' ich das! Ich habe viel an dich gedacht.

„Viel? viel? So kannst du sagen, Jakobine? Gedacht! O, woran habe ich nicht viel gedacht! Das Wort ist schon für den abgestorbenen Weidenstamm zu wenig, auf dem wir nur Einmal saßen. An den habe ich mehr als viel gedacht!"

Ich habe sehr viel an dich gedacht.

„Wie arm bin ich! Sehr viel! Das Wort wäre mir zu wenig für den Vogel, der einmal — weißt du noch? — über uns sein Liedchen sang."

Nun wie hast du denn an mich gedacht? Laß doch hören!

„Gar nicht, Jakobine, gar nicht! . . . Hast du denn alles vergessen, was mir so theuer ist, woraus mein Leben, mein ganzes Wesen, besteht? Gedacht! welch ein Wort! Kann ich mich meiner Hand erinnern? oder des Herzens, das in meiner Brust schlägt? Ich habe dich gefühlt,

als flösse Ein Strom von Blut und Leben durch unsre Adern; als schlüge dein Herz in meiner Brust! So habe ich an dich gedacht! Jedem Glockenschlage gab ich deinen Namen mit. Auf jedes ziehende Lüftchen legte ich einen Seufzer, und den Namen: Jakobine! Mit keinem Menschen auf der weiten Erde habe ich Freundschaft geschlossen, und nur mit deinem Bilde geredet. Dein Name war mein einziges Spiel, meine einzige Freude. O, du hast nur an mich gedacht! Wenn meine Schwester meinen Namen einmal nannte, dann dachtest du wohl zur Gesellschaft mit an mich! Ein Andrer mußte dich erst an den treuen Franz erinnern; und ich? — o, ich dachte nicht an dich; ich lebte in dir, in deinem Namen."

Diese Vorwürfe und Klagen rührten Jakobinen. Ich kann dir gar nicht sagen, wie oft ich an dich dachte, Franz. O, sey doch gut! Glaube mir, ich dachte mehr an dich, als ich wollte.

Was sie sagten, schien ihnen beiden so

wahr, daß ihnen auch nicht der kleinste Zweifel dagegen einfiel.

„So laß uns wieder seyn, wie ehemals, Jakobine: zwei in einander gewachsene Bäumchen, von Einem Leben beseelt; so sag' mir, daß du mein bist, Jakobine!

Franz! was meinst du damit? Bedenkst du auch ...?

„Vier Jahre habe ich es bedacht, geliebte Jakobine; vier lange Jahre! Ich habe dir nicht geschrieben, ja, nicht einmal gefragt: wo ist sie? was macht sie? Aber du hast in meinem Herzen gewohnt. Jakobine, jetzt frage ich dich: möchtest, könntest du je einem Andern deine Hand geben, als mir?"

Keinem! Frag Bertha darum!

„Weiß Bertha ...?

Nein, ich habe deinen Namen nicht genannt. Sie alle wissen nichts von uns, gar nichts. Es ist ganz vergessen, daß wir zwei schöne Jugendjahre mit einander verlebt haben. Nichts wissen sie.

„So soll es auch bleiben, Jakobine. Nichts sollen sie erfahren. Meine Mutter" ... —

Hier stockten Beide; erst nach einer langen Pause sprachen sie weiter.

Mein Vater ... — sagte Jakobine endlich; und ihr Gesicht benetzte sich mit Thränen.

Wieder eine lange Pause, nach welcher sie einander offenherzig gestanden, daß sie wenig von andern Menschen zu hoffen hätten.

„Warum auch von andern Menschen, geliebte, treue, Jakobine!" sagte Franz dann muthig. „Wenn ich so recht bedenke, wie alles gekommen ist; wie ich nach Salen gebracht wurde, und ich dich lieben mußte, so wie du mich! ... denn hast du mich nicht lieben müssen? Und nun heute! Fand ich dich nicht ganz unverhofft? mußte nicht alles verreis't seyn, und du allein zu Hause?"

Ja! und erst sollte ich mit. Aber da kam Ein Hinderniß nach dem andern, und

deine Mutter sagte selbst, als ich sie an den Wagen begleitete: es ist, als hättest du dieses Mal nicht mit uns fahren sollen! —

Eigentlich hatte die Frau Oberkammerherrin, weil die Dorstedt's so äußerst adelstolz waren, Jakobinen vom Anfange an gar nicht mitnehmen wollen, und alle Hindernisse absichtlich erregt. Die Liebe der jungen Leute sah aber darin ganz augenscheinlich den Willen und die Fügung des Himmels.

Im Vertrauen auf diesen, sprachen sie nun recht viel über die ihnen bevorstehende Zukunft. Das Meiste fürchteten sie von Siegels Denkart, bei welcher gar nicht daran zu zweifeln war, daß er Jakobinen, sobald er das Mindeste von ihrer und Franzens Liebe bemerkte, wieder zu sich rufen würde. So mußten sich Beide denn vornehmen, so gleichgültig gegen einander zu thun, als ob sie sich nie gekannt hätten.

Aber, sagte Jakobine, wenn sie nun zurückkommen und dann hören, daß wir

schon volle acht Tage zusammen gelebt haben? Sie werden merken, daß wir uns verstellen.

„Sie müssen es nicht erfahren!" erwiederte Franz sehr lebhaft.

Nach einer kurzen Ueberlegung beschloß er, sich gar nicht vor den Leuten im Hause sehen zu lassen. Aber — wo sollte er bleiben? Jakobine meinte, er müßte eben so unbemerkt wieder abreisen, wie er gekommen wäre.

„Und die einzigen Tage, die unser sind, verlieren?" erwiederte Franz. „Kann ich nicht unbemerkt im Hause bleiben?"

Wärest du nur erst darin!

„Ist schon Jemand aufgestanden?"

Noch Niemand. Die Jungfer kommt erst um sechs; die Bedienten und die Mägde schlafen heute alle einmal recht aus.

„So geh! geschwind! Ich bin in einer Minute auf meinem alten Zimmer." Mit diesen Worten war er im Dickicht verschwunden.

Jakobine hatte nicht mehr Zeit, ihm zu

sagen,

sagen, daß sich das nicht thun liesse, da sie jetzt sein Zimmer bewohnte. Sie lief ängstlich in das Haus, und auf ihr Zimmer. Franz war schon in einem Cabinet, in das sich Niemand getrauete, weil darin seit langer Zeit ein Skelett stand, das einem von den Ahnen der Herren von Falk gehört hatte, und das man nicht wegzuschaffen oder zu begraben wagte, weil man glaubte, das Glück des Hauses hange davon ab. Noch aus seiner Jugend her verstand er die Kunst, das Cabinet zu öffnen; denn als Knabe war er oft hineingetreten, und hatte das Skelett betrachtet, um sich, was ihm damals so viel Vergnügen machte, recht zu fürchten.

Er war im Park bis an die Hinterthür des Hauses gegangen, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Dann schlich er die Treppe hinauf, mit dem Vorsatz, wenn er ja entdeckt würde, ganz unbefangen zu sagen: er komme so eben an. Doch alles schlief noch. Er kam in sein ehemaliges Zimmer, öffnete sogleich das Cabinet, und trat nun

aus diesem Jakobinen entgegen, die, als sie ihn erblickte, sogleich das Vorzimmer verriegelte.

Sie überlegte, wie sie ihm am besten sagen sollte, daß er hier nicht bleiben könnte, weil es ihr Wohn- und Schlafzimmer wäre. Von dem Skelette wußte sie nichts; die Frau von Falk hatte nehmlich allen Leuten verboten, ihr etwas davon zu sagen, damit sie sich nicht fürchten und ein anderes Zimmer verlangen möchte.

Franz sah umher, und fragte: „wer wohnt denn hier?"

Ich, lieber Franz; und eben darum... Du liessest mir gar nicht Zeit, dir zu antworten. — In diesem Augenblick wurde es laut auf dem Gange. Sie hörten die Pantoffeln der Kammerjungfer. — O, Gott! wenn sie dich hier fände, Franz!

„Dort ist meine Sicherheit," sagte er, auf das Cabinet zeigend, und schlüpfte hinein, als die Jungfer bei Jakobinen anpochte.

Jakobine öffnete die Thür, und sah aus

wie die ertappte Schuld. Sie hütete die Augen der Jungfer, ob sie nicht auf das Cabinet hinsehen würden; doch die Jungfer gähnte, und fragte: ob sie ihr beim Ankleiden helfen, oder Gesellschaft leisten sollte. Jakobine antwortete: sie wäre Willens, heute einmal einen recht langen Brief an ihren Vater zu schreiben, und brauchte keine Gesellschaft. —

Sobald Jakobine die Thür wieder verriegelt hatte, kam Franz aus seinem Cabinette hervor. Sie mochte nun sagen, was sie wollte, so war es doch nicht mehr möglich, ihn wieder wegzuschicken, da schon mehrere Leute im Hause wach wurden. Auch begriff sie, als Franz ihr den Umstand mit dem Skelett sagte, daß er sich im ganzen Hause nirgends sicherer aufhalten konnte, als gerade bei ihr, wenn sie nur die Vorsicht beobachtete, das Vorzimmer zu verriegeln.

Der Morgen verging unter Erzählungen von dem, was ihnen Beiden in den vier Jahren der Trennung begegnet war.

Jakobine wurde zu Tische gerufen, und verbot heute dem Bedienten das Abnehmen, weil sie ja ihren Gast zu beköstigen hatte. In ihrem Arbeitskorbe brachte sie diesem alles, was sie fortschaffen konnte, und unter ihrer Enveloppe eine halbe Flasche Wein.

Welche glückliche Augenblicke, als er aß und trank, was sie ihm gebracht hatte! Um allen Verdacht desto besser zu vermeiden, ging sie eine Stunde spazieren, und schloß sich dann wieder ein, ihren Brief zu vollenden.

Schon den Nachmittag fing sie an, Lebensmittel zuzutragen. Abends nach Tische kam sie dann wieder herauf, doch mit großer Unruhe, da sie nicht wußte, wie es nun werden sollte. Beide sprachen bis Mitternacht mit einander, da Jakobine für Licht gesorgt hatte; doch endlich mußten sie an das Schlafengehen denken.

Als Franz bemerkte, daß Jakobine die Augenlieder nicht mehr offen halten konnte,

sagte er: ich lege mich hier in meinem Cabinette nieder."

So nahe bei dem Skelett? das konnte sie doch nicht zugeben! Aber, wie denn sonst? Sie mußte zuletzt etwas von ihren Betten nehmen, und ihm daraus ein Lager in einem Winkel bereiten. Nun machte sie aus ihren Halstüchern einen Vorhang vor seinem Lager, und Beide legten sich dann, ohne sich auszukleiden, nieder.

Am folgenden Morgen, als er die Augen aufschlug, sah Jakobinens schönes Köpfchen über seinen Vorhang herüber. O, sagte sie; wie süß hast du geschlafen, Franz! Er sprang auf, und Beide warfen sich einander in die Arme.

Nun war Jakobine schon völlig daran gewöhnt, mit ihm zusammen zu leben. Heute hatte sie für Bertha eine lange, lange Erzählung zu übersetzen, bei der sie recht ungestört bleiben wollte; sie ließ daher das Frühstück auf ihr Zimmer bringen.

Die unschuldigen Seelen! Welche

Menge von seligen Minuten hatten sie jetzt! Er trank aus ihrer Tasse, aß mit ihrem Löffel, und theilte alles mit ihr. Des Nachts lag er auf ihrem Kopfkissen, und mit ihren Kleidern bedeckt; denn sie legte sich nicht eher nieder, als bis sie gesehen hatte, daß er bequem lag und sich nicht erkälten konnte.

Am folgenden Morgen stand Er, als sie die Augen aufschlug, an ihrem Lager. Nein, das mußt du nicht thun, Franz! sagte sie unschuldig.

„Wollt' ich es denn?" sagte er mit frohen Augen. „Aber ich hörte dich seufzen. Mir wurde so ängstlich, und da wollt' ich nur sehen, ob du sanft schliefest. Doch nun konnte ich nicht wieder fort; es war, als ob ich hier fest gebannt wäre."

Was war es denn?

„Du schliefst, und lächeltest im Schlafe. O Jakobine! wie unendlich, wie unaussprechlich liebe ich dich!" Bei diesen Worten drangen Thränen aus seinen Augen. Da vergaß sie sich doch ein wenig:

sie streckte die schönen weißen Arme unter der Decke hervor, hielt sie ihm offen entgegen, und er sank in diese Arme, die ihn fest, obgleich zitternd, umschlangen.

Er legte seinen Kopf eine selige Minute lang neben den ihrigen auf ihr Kissen. Dann hieß sie ihn, ob sie gleich angekleidet im Bette lag, in sein Cabinet gehen, und stand auf. Hätte er sie noch nicht geliebt, so würde er sie von jetzt an geliebt haben; denn sein Leben mit ihr war das lieblichste Bild von dem glücklichen Hausstande eines jungen Ehepaares. In diesen Freudentagen hoben für Jakobinen und Franz Natur, himmlische Liebe und alle Tugenden ihre Unsichtbarkeit auf, und schlossen sie in einen Zauberkreis ein, der frei von allem Irdischen war. Ihre Liebe wurde Vertrauen, ihr Vertrauen Liebe. Jede Tugend nahm die Gestalt der Liebe an, und die Liebe verwandelte sich in jede Tugend. Eine Vestale konnte vor dem heiligen Feuer nicht mit reinerem Herzen stehen, als Jakobine vor dem Lager, auf dem der Jüngling schlum=

merte; und wie Franz an Jakobinens Lager stand, das der Mond mit seinem sanften Schimmer beleuchtete, eben so, mit eben den Empfindungen, stand neben ihm, unsichtbar, der Schutzgeist ihrer Tugend, ihrer Unschuld, und die Unsterblichen sagten: zwei Engel wachen an ihrem Lager.

Ihre Herzen schlugen nicht eher wieder unruhig, als bis die schmerzliche Stunde der Trennung heran kam. Am Morgen des Tages, an welchem die Familie zurückerwartet wurde, standen sie Beide auf, ehe noch die Sonne aufging. Jetzt, da er weggehen sollte, umfaßten sie einander mit heftiger Liebe; jetzt flog ihr Busen an seinem Herzen nicht mehr ganz von den vorigen Empfindungen; jetzt strömten ihre Lippen andre Flammen in ihre Seele. Er mußte sich gewaltsam aus ihren Armen losreißen, die ihn, bebend, fest umschlangen. Sein Auge flammte, und in dem Auge seines Schutzgeistes war nicht mehr ganz die vorige reine Freude. Er schnitt eine Locke von seinem und von ihrem Haar, und wand sie, als Bild der

Treue, um ihren und um seinen Finger. Endlich sagte er, mit unterdrückter Heftigkeit: „O, wenn du mich liebst, Jakobine, so bist du mein! Jakobine, was dir auch dein Vater sagen mag: verlaß mich nicht!" Sie versprach ihm das mit neuen heißen Küssen; und nun sollte er endlich gehen, da die Morgenröthe schon durch die Fenster schien, und die Lerche hoch in den Lüften sang.

Noch immer konnte er sie nicht aus seinen Armen lassen; erst, als die Sonne schon das Fenster vergoldete, ging er.

Er schlich behutsam durch das Haus, stieg aus einem Fenster, und reichte der Geliebten noch einmal von draußen die Hand, um die ihrige zu drücken und die seinige drücken zu lassen. Dann lief er durch den Park nach dem Walde, und ging so, immer träumend, vorwärts, den öden Fußsteig am Bache weg, über Höhe und Thal, bis er, vom langen Laufen ermüdet, unter einer Eiche niedersank.

Er wollte erst nach einigen Tagen wie-

derkommen: so hatte er es mit Jakobinen verabredet; und das war gut, weil sein heißes Herz nun Zeit hatte, sich abzuküh-len. Sein Plan war bald gemacht. Daß seine Mutter nie in seine Verbindung mit Jakobinen willigen würde, sah er ein; doch ihrem Drohen setzte er seinen festen Willen entgegen. Aber wie sollte er mit Siegels Liebe zurecht kommen? Er mußte dem Vater die Tochter entreißen, wie sich seiner Mutter; und er fühlte, daß er sogar mit dieser leichter fertig werden würde, als mit Jenem. Doch, er hatte ja mit Jakobinen verabredet, ihre Liebe unter der Maske der Gleichgültigkeit vor Jeder-mann zu verbergen; und so ging er denn, fest entschlossen, alles für seine Liebe zu thun und zu wagen, gerades Weges nach Salen, um dort erst einige Tage zu leben, und, wenn es möglich wäre, Siegeln über seine Denkart im Punkte der Adelsverhält-nisse auszuforschen.

Siegel empfing ihn mit der innigsten Vaterfreude. Er glaubte, Franz käme von

Hause, und seine erste Frage war: was macht Jakobine?

„Jakobine? Wie soll ich das wissen! Ist sie nicht hier?"

Siegel meinte Anfangs, der unerwartete Besuch gelte vielleicht Jakobinen; doch Franz blieb ganz ruhig, als er von ihm hörte, seine Tochter sey in Steinau.

„In Steinau?" das war alles, was Franz sagte. Er blieb bei Siegeln, ohne weiter nach Jakobinen zu fragen; und ihr Vater wurde sogar ein wenig empfindlich darüber, daß Franz seine Spielgefährtin so bald vergessen hatte. Er wollte indeß doch sehen, welche Wirkung der Anblick seiner Tochter auf den Jüngling thun würde. Schon lange war er entschlossen, seine Tochter wieder zu sich zu nehmen, sobald Franz wieder zu Hause wäre; und nach acht Tagen mußte er selbst sagen: „es ist Zeit, daß wir nach Steinau reisen!" denn Franz schien gar nicht daran zu denken. —

Als sie Beide dort ankamen und Franz von einem allgemeinen Freudengeschrei im

Hause bewillkommt wurde, beobachtete Siegel den Jüngling sehr aufmerksam. Dieser war sehr bewegt, als seine Mutter ihn küßte, und als er Bertha und seine andern Geschwister in die Arme nahm. „Ah! Mamsell Jakobine!" sagte er endlich; und sogleich wendete er sich zu ihrem Vater mit den Worten: „ich hätte sie doch wiedergekannt, so groß sie auch geworden ist! ... Es freuet mich in der That recht sehr, Sie wieder zu sehen, Mamsell."

Jakobine lächelte. Je, Herr von Falk, das freuet mich auch. Ich hätte Sie fast nicht wiedergekannt.

Auch Siegel freuete sich über dies ruhige Wiedersehen; doch fuhr er fort, das junge Paar genau zu beobachten. Himmel! sagte er am folgenden Tage vor sich selbst: ist es möglich, so schnell zu vergessen! Armes, armes Menschenherz!

Franzens Mutter beobachtete gleichfalls; doch Franz und Jakobine gingen immer sehr ruhig und gleichgültig neben einander hin. „Mamsell Jakobine! Herr von Falk!" an-

ders nannten sie sich nicht. Niemand wußte oder merkte nur, daß sie die halbe Nacht hindurch an einander schrieben. Dessen ungeachtet fing aber Siegel davon an, daß er seine Tochter wieder haben wollte. Frau von Falk, der ebenfalls eine Gefahr dunkel ahnete, sagte, ob sie gleich Jakobinen recht ungern verlieren wollte, zu ihrem Sohne: Jakobine wird wohl wieder zu ihrem Vater gehen.

„So?" erwiederte Franz sehr gleichgültig. „Freilich wird er sie wohl in seiner Haushaltung nöthig haben."

Dein Vater, Jakobine, sagte die Mutter nach einigen Tagen wieder, verlangt dich nach Hause.

In der That, gnädige Frau, mich selbst verlangt zu ihm hin. Er lebt dort so einsam!

Bei dieser offenbaren Gleichgültigkeit Beider, wagte die Frau von Falk nichts, wenn sie Herrn Siegel bat, Jakobinen noch einige Zeit in Steinau zu lassen.

Siegel rieb sich die Stirn. — Soll ich errathen, fragte sie, was Sie fürchten?

„Hm! ja, ich fürchte Ihres Sohnes und meiner Tochter Zusammenseyn.“

Mich dünkt, es ist hier nichts zu fürchten, Herr Siegel.

„Freilich, sie sind kälter, als ich dachte.“

Siegel aber sprach, trotz seinem Glauben, mit seiner Tochter, und sah, daß sie erröthete. Er fuhr weiter fort, und sie fing an zu zittern. Nun drang er in sie, und es stiegen ihr Thränen in die Augen, bei denen er aber that, als ob er sie nicht sähe. Nach und nach ließ er nun die Unterredung wieder sanfter, gleichgültiger werden, ja, er scherzte endlich sogar; und Jakobine freuete sich, daß er also nicht das Mindeste gemerkt haben konnte.

Nach vier Wochen kam Siegel wieder, und sagte, daß seine Haushälterin ihn verlassen hätte, und daß er daher seine Jakobine mitnehmen müßte. Auch die gnädige Frau hatte in diesen vier Wochen allerlei Bemerkungen gemacht — denn der Schleier

von Gleichgültigkeit, welchen das junge Paar über seine Liebe geworfen, war kaum so lange, als Siegel sich in Steinau aufhielt, unverschoben geblieben; sie gab daher ohne alle Schwierigkeit ihre Einwilligung, und machte noch obendrein gegen Siegel einige hämische Bemerkungen über die Einbildung junger Personen, die an gar keinen Unterschied zwischen Menschen und Menschen dächten.

Siegel foderte eine Erklärung, und die gnädige Frau gab ihm eine sehr bittere über die Coquetterie seiner Tochter, mit Hinweisungen auf seinen und ihren Stand, und ließ, weil sie in Zorn war, absichtlich mit einfließen, sie glaube wohl, daß er es sehr gern sehen würde, wenn seine Tochter einmal Frau von Falk werden könnte.

„Ew. Gnaden," erwiederte Siegel; „ich bitte, mich aus dem Spiele zu lassen."

Hm! allerliebster Herr Siegel, wie wollte sich denn die Liebe hier sogleich einfinden, wenn dieser tolle Gedanke nicht in

der Kindheit bei dem Knaben sowohl, als bei dem Mädchen begünstigt worden wäre!

„Von jetzt an, stehe ich für Jakobinen. Sorgen Sie nur für Ihren Sohn!“

Sohn? Sohn? O, was den betrifft ... Doch Ihre Jakobine hat das coquette Wesen von Natur; mein Sohn ist nicht der Erste, den sie an sich zieht. Aber sagen Sie ihr, sie soll sich in Acht nehmen, daß ich nicht glauben muß, eine Schlange in meinem Busen erzogen zu haben!

Siegel mußte das Gespräch abbrechen; denn war die Frau von Falk einmal bei diesem Kapitel, so fand sie kein Ende.

Der Abschied war frostig. Adieu, mein Kind! sagte die Frau von Falk mit einem vornehmen Kopfneigen. Vergiß nicht, bescheiden zu seyn! — Franz wollte Jakobinen an den Wagen begleiten; die Mutter rief aber: du bleibst hier! Nun warf er noch einen Blick auf Jakobinen, der mehr sagte, als ein Paar Worte, und sie fuhr mit ihrem Vater ab.

Wie gern wäre die Frau von Falk jetzt

über

über ihren Sohn hergefallen, und hätte ihm seine niedrigen Gesinnungen vorgeworfen! Doch der junge Mensch, dem es überall bei diesem Heimlichthun nicht ganz wohl war, stand so stolz, so ruhig erwartend da, daß sie es rathsam fand, nach einigen beißenden Anmerkungen lieber zu schweigen.

Die Taubenpost.

Das Gewitter, welches über die Liebe des jungen Paares hereinbrach, war voraus zu sehen gewesen; denn es hatte schon seit vierzehn Tagen auf dem Gesichte der Frau von Falk gelegen, und die Liebenden erwarteten ihre nahe Trennung. Franz kannte seine Mutter; es kam also darauf an, wie die Liebenden einander sprechen wollten, ohne daß Jemand es merkte, obgleich von Salen bis Steinau gute acht Meilen waren. Daß man ihn gewiß nicht unbeobachtet liesse, wußte Franz, und daß auch Siegel Jakobinen genau beobachten würde, wußte er noch gewisser.

Siegel schrieb der Frau von Falk: „es müsse zwischen den jungen Leuten irgend eine Verbindung Statt finden, von der er nichts begreife. Doch wenn sie einander eine Zeitlang nicht sprächen, so würde ihre Neigung von selbst aufhören. Er bäte die gnädige Frau daher, ihren Sohn zu beobachten, sich aber ja nicht merken zu lassen, daß man ihn in Verdacht habe. Er für sein Theil werde Jakobinen so hüten, daß sie den jungen Herrn wenigstens nicht sprechen solle. Ein Briefwechsel sei übrigens bei der weiten Entfernung so schwierig, und, wenn er nur selten sei, so wenig gefährlich, daß er hoffe, die ganze Sache werde ohne Gefahr für die beiden jungen Leute bald vorüber seyn. Er bitte nur, dem jungen Herrn fürs erste keine Reise zu erlauben."

Siegel sprach mit seiner Jakobine gar nicht über ihre Liebe zu Franz; doch er nahm sie überall mit hin, wohin er ging. Sie schlief in einem Zimmer, in das man nur durch seine Schlafkammer gehen konn-

te; und den ganzen Tag hindurch ließ er sie nicht aus den Augen. Er kannte die Leidenschaft, die er zu bekämpfen unternommen hatte, und wußte sehr wohl, daß die hundert Augen des Argus nicht hinlänglich sind, ihre Schleichwege zu belauschen, daß er Jakobinen nicht bereden könne, ihre Liebe aufzugeben, und daß Ein Wort von Franz alle seine Lehren und Warnungen in ihrer Seele verlöschen würde. So blieb ihm denn gar kein anderes Mittel übrig, als das, welches er ergriff: alle Verbindung zwischen den beiden Liebenden gänzlich aufzuheben. Das Briefschreiben war, wie er wohl einsah, nicht ganz zu hindern; doch bei der Vorsicht, die er anwendete, konnte auch das nicht oft geschehen.

Frau von Falk wußte aus einigen Unterredungen mit ihrem Sohne, welche Entschlossenheit ihr gegenüber stand; sie antwortete daher recht artig, bat um Verzeihung wegen des neulich Vorgefallenen, versprach, jede Reise ihres Sohnes zu hindern, und wünschte endlich, daß auch Herr Sie-

gel seine Tochter immer im Auge behalten möchte.

Franz würde mit seiner Liebe geradezu hervorgetreten seyn, wenn er nur mit seiner Mutter zu thun gehabt hätte; aber er hatte es auch mit Siegel zu thun, und kannte den Mann: er wußte, daß Siegel Jakobinen sogleich von sich entfernen würde, sobald er merkte oder erführe, daß die Liebenden einander sprächen. So war es ihm denn sehr recht, daß seine Mutter ihn nicht zum Geständniß seiner Liebe brachte. Er schwieg; aber desto mehr sann er darüber nach, wie es möglich wäre, Jakobinen zu sprechen.

Ein Mittel zu einem Briefwechsel fand er bald, trotz Siegels Argus-Augen; denn es war im ganzen Dorfe kein Mensch, der für den Junker Franz nicht mit Freuden in's Wasser gesprungen seyn würde. Besonders ein junger Mensch, Namens Niklas, wäre für ihn in die Hölle gelaufen, weil er dem Junker sein ganzes Glück zu verdanken hatte. Er war der einzige Sohn

armer Eltern, und sollte zum Rekruten ausgehoben werden, weil er einmal zu dreist über die Härte der gnädigen Frau gesprochen hatte. Der Jäger steckte das dem Junker Franz, der damals noch nicht auf dem Gymnasium war. Franz verwendete sich erst mit Bitten für den armen Menschen, der seit drei Tagen zitternd auf einem Heuboden versteckt lag. Die Mutter verbot ihm, weiter für „den Rebellen" zu bitten; und nun ging er von Bitten zu Vorwürfen über. Er drohete, den General, der hier für sein Regiment aushob, selbst von der schreienden Ungerechtigkeit zu unterrichten; und dabei sah er ganz so aus, als wenn er Wort halten würde. Es gab hierüber sehr heftige Scenen; und Franz sagte am Ende, mit Thränen des heftigsten Zorns in den flammenden Augen, und beide Hände geballt zum Himmel empor hebend: „So höre mich Gott! Muß Niklas als Soldat von hier weg, so gehe auch ich wieder zu Siegeln; und nimmt er mich nicht auf, so will ich mich lieber bis an's Ende der Erde

betteln, als hier länger bleiben. Und nun Mutter, thun Sie, was sie wollen! Ich bin fest entschlossen."

Frau von Falk schlug die Hände über dem Kopf zusammen bei diesem Tone des wilden, unbändigen Jungen; doch — sie mußte nachgeben. Niklas kam von seinem Heuboden herunter, und wußte vor Freude nicht, wie ihm war. Der Jäger erzählte ihm alles, was Franz für ihn gethan hatte, und nun lauerte er dem jungen Herrn auf, ihm knieend zu danken. Franz hob ihn, halb froh, halb unwillig, auf, beschenkte ihn, und konnte sich über die Freude des durch ihn Geretteten der Thränen nicht erwehren. Wie es immer der Fall ist — man liebt den Menschen, dem man eine Wohlthat erwiesen hat. Niklas konnte seitdem von Franzen alles erhalten, was er verlangte, und was Franz zu thun oder zu geben im Stande war. Dafür haßte ihn aber die gnädige Frau, die nun durchaus seine Verheirathung mit einem Mädchen, das er von ganzem Herzen liebte, nicht zu-

geben wollte. Niklas klagte seine Noth dem Junker Franz; und nicht lange, so brachte der ihm die Erlaubniß zu seiner Heirath.

Diesen Niklas wählte Franz zu seinem Boten der Liebe. „Niklas,“ sagte er, sobald er ihn einmal an einem abgelegenen Orte antraf, „du kannst mir einen großen Dienst leisten.“ (Dem guten dankbaren Niklas funkelten die Augen vor Freude.) Franz fuhr fort: „du thust, als kennetest du mich nicht mehr, grüßest mich nicht, und sprichst nicht mehr gut von mir. Aber morgen früh sei bei der Doppeleiche an der Hasenheide; da will ich dich sprechen.“

Am folgenden Morgen stand Niklas schon ganz früh bei der Doppeleiche. „Kannst du auch schweigen, Niklas?“

Schweigen, sterben! alles, was Sie wollen, gnädiger Junker. Hier der Baum soll eher reden, als ich.

„Mein Glück und mein Leben hängt davon ab, Niklas.“

Lassen Sie's! es hängt sicherer, als das Leben meiner Frau und mein eignes!

„Du bringst ganz im Stillen, ohne daß jemand erfährt, wohin du gegangen bist, diesen Brief nach Salen. Du bist doch schon da gewesen?"

O, wie oft! bei Herrn Siegel!

„Gut! Du kennst das Backhaus vor dem Dorfe; dabei steht eine Linde, nur Eine."

Die kenne ich recht gut.

„Unter der Linde ist eine Bank. Auf die setzest du dich; denn Niemand muß sehen, was du machst. Wenn du eine Weile gesessen hast, greif hinten unter die Bank. Da wirst du ein vorstehendes Brett fassen. Das ziehst du hervor. Findest du da einen Brief, so nimmst du ihn sehr vorsichtig weg, und legst diesen dafür hin."

Niklas hatte alles bald begriffen. Er schwor Franzen ewige Treue, und gänzliches Stillschweigen.

„Das Botenlohn bezahl' ich dir." —

Niklas gab einen Weg in die Stadt

vor, kam spät am Abend nach Salen, fand einen Brief, legte den seinigen dafür hin, und kehrte unbemerkt zurück. Am folgenden Abend war er wieder in Steinau, sprach den jungen Herrn an der Doppeleiche, gab ihm den Brief, und merkte an dessen Freude leicht, daß dieser Brief von der schönen Mamsell Siegel wäre. Es machte ihn sehr glücklich, daß er also Maß für Maß wiedergeben konnte.

Nach acht Tagen mußte Niklas wieder, eben so heimlich, eine Reise nach Salen machen, um die Antwort auf Franzens Brief abzuholen. Jakobine schrieb ihm: es sey kaum möglich, ihn zu sprechen. „Ich bin,“ fuhr sie fort, „jetzt nie allein, lieber Franz; und bin ich es ja einmal — wie könntest du es denn sogleich erfahren, und hier seyn? Mein Vater (daran kann ich nicht mehr zweifeln) weiß, daß wir einander lieben, und gewiß hat er Mitleiden mit seinen unglücklichen Kindern. Aber du kennst ihn ja, Franz. Noch neulich habe ich eine Unterredung mit ihm über

einen gewissen Punkt gehabt, und ich kam dabei mit Schrecken auf den Gedanken: ob wir auch wohl recht thäten. Erst dein Brief hat mich wieder etwas ruhiger gemacht. O, mein guter Vater ist wohl allzu streng! Er sagte: ich möchte eine Tochter lieber im Sarge sehen, als in einer Familie, in die sie sich hätte einstehlen, oder einbetteln müssen! — Gewiß, Franz, wir werden einander schwerlich sehen können."

„Deinem Niklas darf ich trauen, sagst du. Freilich kann er leicht einen Vorwand finden, in unser Haus zu kommen, obgleich mein Vater alle Leute aus Steinau selbst spricht und genau ausfragt. Aber, Franz, ich fühle, daß wir unsre glücklichen Tage gehabt haben! jene acht himmlischen Tage, an die ich nicht denken kann, ohne zu sagen: ich habe gelebt! ich habe geliebt! ich bin glücklich gewesen! Was kann denn das Leben auch Schöneres haben, als diese Tage!"

„Ach, könnt' ich dich nur Einmal wieder sprechen! Aber das ist so gut, wie un-

möglich. Zwar reist mein Vater etwa alle vierzehn Tage einmal in die Stadt, und bleibt eine Nacht aus; aber darf ich ihn denn fragen, an welchem Tage er reisen wird? Noch eine Stunde vorher weiß Niemand im Hause, daß er nach der Stadt will. Ich glaube, er verschweigt es absichtlich so lange. Sieh, könnte ich nun auch in derselben Minute einen Boten wegschicken, so käme der wohl kaum nach Steinau, wenn mein Vater vielleicht schon wieder hier wäre."

„O, lieber Franz, wenn er fort ist, und ich eine Schwalbe zu Neste tragen sehe; wie oft sage ich dann: ach, Schwälbchen fliege schnell zu Franz, und sag' ihm, daß ich allein bin!" —

Dieser Gedanke erinnerte Franzen an die Taubenpost in Aleppo, und er machte seine Anstalten auf der Stelle. Er nahm mehrere Paar Tauben, die Theils brüteten, Theils Junge hatten, auf sein Zimmer: eine Spielerei, die man ihm gern erlaubte, und die Niemanden auffiel. Nun ließ

er durch Niklas drei leichte Pferde kaufen, und sie auf dem Wege nach Salen in drei einzelnen Häusern, gegen ein reichliches Futtergeld, unterbringen, und zwar auf die Bedingung, daß sie jeden Abend gesattelt stehen müßten. Dann ging Niklas mit einem Briefe von Franz an Jakobinen nach Salen, und nahm zwei Tauben mit, die auf Franzens Zimmer Junge hatten. Niklas benahm sich so klug und vorsichtig, daß der Brief und die beiden Tauben unbemerkt in Jakobinens Hände kamen.

Sie las in dem Briefe mit pochendem Herzen: „Sobald dein Vater wieder verreis't, schreibst du ein Briefchen, bindest es unter den Flügel der Tauben, die ich dir schicke, und lässest sie fliegen. Vier oder fünf Stunden nachher bin ich bei dir, geliebte Jakobine. Halte dich munter! Am Weingeländer steig' ich hinauf, poche leise an das Fenster, und bin in deinen Armen."

Sie liebkos'te den Boten ihrer Liebe, und hielt ihr Briefchen bereit, so daß wei-

ter nichts mehr daran fehlte, als der Tag und die Stunde, wenn ihr Vater verreisen würde. Bei dem allen schüttelte sie aber doch den Kopf, und dachte: wie wird denn Franz Euer Briefchen bekommen, ihr schönen Tauben?

Nach ein Paar Tagen sagte ihr Vater: „in einer Stunde reise ich nach der Stadt, Jakobine. Um acht Uhr fahren die Kornwagen. Sei vorsichtig mit Licht und allem!" Ihre Wangen glüheten, und ihr Herz pochte gewaltig. Als ihr Vater weg war, ließ sie die Tauben fliegen, die nun, wie sie mit großer Freude sah, so schnell wie ein Blitz, nach Süden, den Weg nach Steinau, flogen und ihr schon nach einigen Sekunden aus den Augen verschwanden.

Sie saß schwer athmend und harrend da. Um zehn Uhr mußte er also bei ihr seyn, oder spätstens um elf; denn um sechs Uhr Abends hatte sie die Tauben fliegen lassen. Aber, wie wäre es nur möglich! dachte sie; und kaum war ihr Vater fort,

so stand sie schon am Fenster, nach dem Geliebten auszusehen.

Franz saß jeden Abend von fünf bis acht Uhr auf seinem Kämmerchen, und sah vergebens hinüber nach Norden; doch heute schoß auf einmal erst Eine Taube in sein Fenster herein, und nach zwei Minuten auch die andre. Er las die kleinen, nicht versiegelten Briefe, küßte vor Freude die Tauben, für deren Futter immer sehr reichlich gesorgt war, und war schon nach einigen Minuten im Stalle, und dann eben so geschwind auf seinem Pferde. Wie ein Sturmwind flog er im stärksten Gallop bis zu dem Hause, wo er sein andres Pferd gesattelt fand. Eben so zum zweiten und dritten. Nach zehn Uhr Abends schlich er hinten durch den dunkelsten Gang des Gartens, und sah schon von fern Jakobinens weißes Halstuch am Fenster. Noch eine Minute; und er war in Jakobinens Zimmer, in ihren Armen, an ihrer Brust, ihren Lippen. Sie erkannte ihn, troß dem

schlechten grauen Fuhrmannskittel, den er unterweges übergeworfen hatte.

In Eil wurde alles für die Zukunft verabredet. An einem Baum, ganz hinten im Garten, wollte Jakobine einen Bauer hängen, in den Niklas die Tauben künftig setzen könnte; und eben da sollte er zwei Tauben von ihr finden, damit Franz ein Mittel hätte, schnell eine Nachricht zu ihr hinüber zu schaffen.

Aber, fragte Jakobine, werden die Leute, bei denen die Pferde stehen, nichts merken?

„Sie können mich unmöglich von einem Bauer unterscheiden. Ich reite, sage ich, um die Nummern, die in der Lotterie herausgekommen sind, zu holen; und ein ander Mal, wird sich ja sonst ein Vorwand finden."

Beide durchwachten eine glückliche Nacht, die dadurch noch schöner wurde, daß sie erst durch List hatte gewonnen werden müssen. —

Die Zeit flog eben so schnell, wie die

Tau-

Tauben. Franzens Repetiruhr schlug Zwei. Nun mußte er sich aus Jakobinens Armen reißen.

Wo ist dein Pferd? fragte sie.

„Es steht sicher, in der Holzhütte draußen.“

Franz, wenn es Jemand fände!

„Kommt doch Niemand hin, wegen des spukenden Mönches. Der Mönch macht die Hütte so sicher, wie das Todtengerippe mein Cabinet.“ —

Noch eine Umarmung, noch ein Kuß, ein Seufzer; und schnell war er an dem Spaliere hinunter, fort durch das Gebüsch, bei seinem Pferde. Er ritt eben so zurück, wie er gekommen war, und um halb sieben Uhr Morgens nahm ihm der treue Reitknecht das Pferd vor dem Hofe ab.

Junger Herr! junger Herr! sagte der Reitknecht bedenklich.

„Hier hast du einen blanken Thaler. Du schweigst!“

Wie das Grab. —

Franz ließ sich oft den ganzen Abend

nicht sehen, weil er wohl bis Mitternacht auf der Jagd war. So fiel es denn gar nicht auf, als man ihn gestern um sechs Uhr Abends wegreiten sah; und diesen Morgen war er ja schon vor Sieben wieder zu Hause: man konnte also keinen Verdacht haben.

Das Täubchen von Salen kam wieder, und Franz sagte zu seiner Mutter, ehe er wegritt: „Heute komme ich nicht zu Tische. Sagen Sie doch Berthen, daß die Englische Stunde ausgesetzt wird. Ich reite auf das Vorwerk; dort steht ein Hirsch."

Er kam glücklich nach Salen, und verlebte wieder eine so glückliche Nacht, wie das erste Mal. Es wurde Herbst, es wurde Winter; und Franz konnte jetzt in seinen glücklichen Nächten zwei Stunden länger bei Jakobinen bleiben. Die seligen Minuten der stillen geheimen Liebe! denn die Unschuld stand in der dunkeln Nacht, wie ein holder Schutzgeist, neben dem lie-

beyden Paare, wenn Franz seine Jakobine auf dem Schooße hatte, und Beide in süßer Vertraulichkeit einander ihre Empfindungen und Gedanken mittheilten, und von Zeit zu Zeit einander küßten. Auch nicht Einen Augenblick standen sie in Gefahr, zu fallen: Franz verließ Jakobinen jedes Mal mit dem schönen Gefühl der reinen, keuschen Liebe, und wurde dadurch seiner Jakobine noch werther.

Siegel war mit seiner Tochter zufrieden, und wurde es mit jedem Tage mehr, weil sie nie schrieb und auch keine Briefe oder Boten erhielt. Das Spiel mit ihren Tauben war ja so unschuldig; und die Briefe, welche ihm die Frau Oberkammerherrin von Zeit zu Zeit schrieb, bestärkten ihn in seiner Sicherheit, weil es darin hieß: Franz wäre sehr heiter, sogar fröhlich, und ginge oder ritte nirgends weiter hin, als etwa alle vierzehn Tage einmal auf die Jagd. — So wußte er denn gewiß, daß Franz nicht daran dachte, nach Salen zu kommen;

denn — gerade eben so war ja auch seine Jakobine: heiter, wie die Freude selbst; und noch nie hatte sie so oft und mit so lauter Stimme gesungen. Wenn das nicht gänzliches Verschwinden der Liebe anzeigte, so verstand er sich gar nicht auf diese gefährliche Leidenschaft.

Das Geständniß und der Zorn.

Endlich sollte Franz von Hause weg, an den Hof. Er sagte: „nein, ich bleibe hier in Steinau." Man kannte sein Verlangen zu reisen, und wollte ihn nach Paris schicken; er sagte aber wieder: „nein! ich will nicht von hier weg." Die Mutter tobte, und Franz setzte ihr ein kaltes Schweigen entgegen, gegen das sich gar nichts thun ließ. Vor Zorn über dieses unbegreifliche Schweigen überschritt seine Mutter die Grenzen der Klugheit. Ich weiß wohl, sagte sie, was dich hier festhält: deine Liebe zu dem Mädchen in Salen.

„Nun, Sie wissen es also!" erwiederte er ganz ruhig.

Hahaha! Du hast doch gesehen, daß dir das alles nichts hilft. (Keine Antwort.)

Sehe doch Einer den Menschen, der immer von Wahrheit spricht! So sage nur, du willst sie nicht, Franz; und dann thu, was du Lust hast! Schweigen ist nicht besser, als lügen. Rede, wenn du es wagen kannst!

„Nun gut! Jakobine wird meine Frau."

Hahaha! Frau! — Seine kalte Festigkeit fiel ihr aber doch auf's Herz. Lieber Franz, fuhr sie sanfter fort: wir wollen uns nicht erhitzen; denn ich kenne deinen Eigensinn. Du hast sie vergessen; nicht wahr, mein Sohn?

„Vergessen? Dann sollten der Himmel und alle gute Menschen mich vergessen!"

Ich bitte dich, lieber Franz! so bist du von ihr vergessen. — Franz lächelte. — Ich will dir den Brief zeigen, worin mir

Siegel schreibt, daß Jakobine so glücklich, so froh ist . . .

„Nun ja! bin ich denn nicht glücklich? bin ich denn nicht froh?"

Du hast sie nicht wiedergesehen.

„Glauben Sie das!" sagte er, und ging hinaus.

Frau von Falk tobte, wurde kälter, stützte den Kopf, sann nach, fragte Berth'en, den jüngsten Sohn, den Hofmeister, die Bedienten — Alle sagten, Franz komme fast gar nicht von seinem Zimmer; das Spiel mit seinen Tauben beschäftige ihn ganz; etwa alle vierzehn Tage einmal reite er Abends auf die Jagd, und nur einige Stunden.

Frau von Falk war nun überzeugt, daß er nicht weg gewesen wäre; indeß beruhigte sie sich dabei nicht: sie ließ am folgenden Morgen anspannen, und fuhr nach Salen, um Siegeln zu vernehmen. Kaum war sie eine Viertelstunde von Steinau weg, so wußte Jakobine schon, daß sie kommen

würde; denn Franz hatte ihr eine Taube zugeschickt.

Die arme Jakobine wurde unruhig, hatte die Augen voll Thränen, und sann auf nichts, als auf Mittel, dem Unheil, das ihr drohete, zu entgehen. In dieser gänzlichen Vergessenheit ihrer selbst fing sie schon früh Morgens an, das Zimmer aufzuputzen, und Anstalten zu einer Schüssel mehr für den Abend zu treffen.

„Jakobine, bekommen wir denn Fremde?" fragte ihr Vater, in Verwunderung über ihre gedankenlose Geschäftigkeit.

Blutroth stand die Schuldige da, und wußte nicht, was sie antworten sollte. Es könnte doch seyn ... — stammelte sie endlich, und wurde wieder blaß.

Siegel that, als hätte er die Seltsamkeit vergessen; doch am Abend fuhr zu seinem Erstaunen der Wagen der gnädigen Frau vor seine Wohnung. Jetzt konnte er nicht zweifeln, daß Jakobine schon am Morgen ihre Ankunft gewußt haben mußte; denn in ihrer sonderbaren Kopflosig-

keit hatte sie auch das Bett, worin die Frau von Falk gewöhnlich schlief, rein überzogen. —

Sobald Jakobine aus dem Zimmer war, hob Frau von Falk an: ich habe Ihnen viel zu sagen, Herr Siegel.

„Ew. Gnaden, Ihre Reise hieher scheint Jakobine vorher gewußt zu haben.“

Das kann sie nicht; denn erst diesen Morgen entschloß ich mich dazu.

„Diesen Morgen? Aber schon gestern haben Sie vielleicht davon gesprochen.“

Nein, nicht ein Wort. Erst gestern Abend hatte ich eine Unterredung mit meinem Sohne, die mich zu der Reise nach Salen bestimmte.

Siegel schüttelte den Kopf. Jakobine mußte etwas von der Reise gewußt haben; denn schon am Morgen hatte sie das Bett überzogen.

Nun fing die Frau von Falk an zu erzählen. Siegel hörte mit finsterem Gesichte zu. „Sie haben einander gesprochen!“ sagte er endlich, als die Mutter ihm ihre

Unterredung von gestern Abend mitgetheilt hatte.

Das ist gar nicht möglich, wenn ihre Tochter nicht außer dem Hause gewesen ist. Franz hat freilich ein Paar Nächte außer dem Hause zugebracht; von sechs Uhr Abends bis sechs Uhr Morgens. Aber von Steinau bis Salen, hin und zurück, sind es sechzehn starke Meilen. Sie sehen leicht ...

„Die wären mit untergelegten Pferden zu reiten, Ew. Gnaden; ob ich gleich nicht begreife ... Ja, es ist unmöglich. Aber — Jakobine hat diesen Morgen gewußt, daß Sie heute Abend hier seyn würden.“

Die Frau Oberkammerherrin lächelte über den einfältigen Mann. Es ist Ein- für alle Mal unmöglich: denn erst diesen Morgen kam ich ja auf den Einfall; gestern war nicht die Rede davon.

Siegel wußte nicht mehr, was er denken oder sagen sollte, und legte die Hand an die Stirn.

Ist Ihre Jakobine nie aus dem Hause

gewesen? fragte die Dame auf's neue sehr eifrig.

„Nie, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Sie ist beständig um mich. Und wenn ich einmal verreisen mußte, so erfuhr sie es nicht eher, als eine Stunde vorher, und am folgenden Morgen war ich bei guter Zeit wieder hier."

Nun wohl! also haben sie einander nicht gesprochen.

„Sie haben es, Ew. Gnaden. Ich kenne Ihren Sohn! Jakobinens Fröhlichkeit, die mir ein Räthsel war ... Sie haben auf Franz nicht genug geachtet; gewiß hat er sich mehrere Tage hier in der Nähe aufgehalten."

Dieser Vorwurf verdroß die gnädige Frau; und eben, als sie sich sehr heftig dagegen vertheidigte, trat Jakobine in das Zimmer.

„Jakobine," sagte der Vater freundlich; „du wußtest schon diesen Morgen, daß die gnädige Frau kommen würde. Ich bitte

dich, mein Kind, sage mir die Wahrheit.

Jakobine erblaßte; sie sagte aber, ohne zu stocken: ja, ich wußte es schon diesen Morgen um sieben Uhr.

Vor Zorn dunkelroth im Gesichte, rief die Dame: das ist eine Lüge! Wie hättest du es wissen können!

„Ich hoffe, Jakobine,“ ... sagte der Vater stolz ... „Rede, mein Kind! Was auch daraus entstehen kann — meine Tochter wird sich nicht eine Lügnerin schelten lassen.“

Jakobine hob die blauen Augen sanft auf, und sagte: ich wußte es. Franz hatte es mir geschrieben.

„Franz? Zeig doch den Brief!“

Jakobine gab ihrem Vater einen Zettel von Franzens Hand, mit den Worten: „So eben, diesen Augenblick, fährt meine Mutter nach Salen. Sei gutes Muths, meine Liebe, und bleib mir treu.“

Siegel erschrak. „Wann bekamst du aber diesen Zettel?“

Diesen Morgen bald nach sieben Uhr.

Sie werden noch an Feen-Mährchen glauben, Herr Siegel! sagte die Dame sehr zornig, und riß ihm den Zettel aus der Hand. — „So eben, diesen Augenblick!" schreibt der unwürdige Mensch. Das war um sieben Uhr. Gut, mein Kind, ich will nichts gegen Eure Liebe haben, wenn du einen Boten nach Steinau schickst, der eben so schnell ist.

Jakobine erröthete vor Freude, und sagte mit froher Eil: O, Ew. Gnaden! was soll ich schreiben? was soll er antworten?

Siegel sah ihr ernst in's Gesicht. Er soll dir antworten: du bist eine Närrin; und Bertha soll den Zettel unterzeichnen." Jakobine verbeugte sich, lief auf ihr Zimmer, schrieb, und — nach fünf und zwanzig Minuten brachte sie einen Zettel, mit den Worten: „Du bist eine Närrin, Jakobine! Franz von Falk. Bertha von Falk."

Die gnädige Frau und Siegel erstaunten, und Jakobine rief mit zitternder Freude: o Gott, nun ist er mein! nun ist er mein! Sie ging wieder hinaus, und schickte noch eine Taube mit der frohen Nachricht ab. Dann kam sie wieder herunter, und sagte triumphirend: in zehn Minuten weiß er, daß wir glücklich sind! Sie warf sich vor der Mutter des Geliebten nieder, ihre Kniee zu umfassen.

Ist das Mädchen rasend? rief die Frau von Falk.

„Sie versprachen, gnädige Frau! . . . Jakobine, ich habe nichts versprochen. Aber ich stehe hier, und weiß nicht, was ich denken soll. Sag mir . . .“

O, lieber Vater, unterbrach ihn Jakobine, die wohl sah, daß Frau von Falk ihr Wort nicht halten wollte: das ist nicht mein, sondern Franzens Geheimniß. — Siegel befahl ihr, hinaus zu gehen.

„Sie haben einander gesprochen, ob ich gleich nicht begreife, wie und wann. Es scheint wahre Zauberei. Bei Gott! könnte

ich je an so etwas glauben, jetzt würde ich es thun. — Ja, sie haben einander gesprochen."

Es ist verabredet! Sehen Sie das nicht?

„Wie kann verabredet seyn, was ich erst vor einer halben Stunde verlangte! Genau dieselben Worte, und Fräulein Bertha's Unterschrift."

So zwingen Sie Ihre Tochter, zu sagen, wie sie es gemacht hat.

„Ew. Gnaden," erwiederte er sanft und überredend: „Sie sehen, wie erfinderisch die Liebe der jungen Leute gewesen ist. Beim Himmel! Ein unvorsichtiges Wort könnte hier sehr viel verderben. Ich stehe für meine Jakobine, ob sie sich gleich auf Ihr Versprechen berufen wird."

Auf mein Versprechen? Glauben Sie denn wirklich, mein werther Herr, ich wäre eine Närrin, weil Ihre Tochter . . .?

„Sie können mir glauben, daß die ganze Sache mir nicht weniger zuwider ist, als Ihnen. Nur im äußersten Nothfalle würde

ich meine Einwilligung zu einer Verbindung geben, die . . ."

Also doch geben? unterbrach sie ihn mit dem Lachen des Grimmes; also doch geben? Ich niemals, und müßte ich meinen Sohn bis an meinen Tod einsperren! Sagen Sie das Ihrer Närrin von Tochter, und denken Sie selbst daran! —

Die gnädige Frau hatte keine Ohren, keine Besonnenheit mehr; sie wollte Jakobinen nicht mehr sehen, und befahl, daß wieder angespannt werden sollte. Siegel bat sie, nur zu warten, bis der Mond aufginge. Das ließ sie sich aus Furchtsamkeit gefallen; doch sie verschloß sich in ihr Zimmer. Um Elf ging der Mond auf, und sie kam wieder zu Siegeln herunter. So eben wollte sie ihre letzten Befehle geben, da stürzte Franz in das Zimmer herein.

Sehen Sie nun wohl, schrie jetzt die Frau von Falk im heftigsten Zorne, daß Ihre Tochter uns zu Narren hat? Er war in der Nähe. Was willst du hier, du . . .?

„O

„O meine Mutter! Jakobine hat mir nach Steinau geschrieben, daß Sie eingewilligt haben."

Nach Steinau? Lügner! Du warst hier, und Bertha dazu. — Jetzt entdeckte Franz alles: die treuen Boten seiner Liebe; sein schnelles Reiten mit untergelegten Pferden; daß er jede Nacht, die Siegel außer dem Hause gewesen sei, bei Jakobinen zugebracht habe; kurz, das ganze stille Geheimniß der erfinderischen Liebe. Siegel mußte wider Willen lächeln; und dieses Lächeln hielt die Mutter für einen Beweis, daß er das ganze Spiel gewußt und gebilligt habe. Was er auch nun sagen mochte — er goß nur Oel in die Flamme des Zorns.

Keiner hörte mehr auf den Andern. Jakobine hörte oben den lauten Wortwechsel; ging herunter, und trat in das Zimmer. Franz faßte ihre Hand, und rief, so laut, daß selbst die kreischende Stimme seiner Mutter dadurch übertönt wurde: „diese

Hand ergreife ich für mein ganzes Leben! Keine Gewalt wird mich hindern, diese Hand in die meinige zu legen. Der Ort ist mir gleichgültig. Hier, oder am Ende der Erde; jetzt, oder nach einem Jahre, nach zehn Jahren. Die Liebe hat ihre Rechte, so gut wie die Gewalt der Eltern. Was ich bin, wurde ich durch Jakobinens sanften Geist. Sie gab mir dieses Herz, diese Tugend, die Kraft in meinem Innern; und nun will ich, was ich habe und bin, mit ihr theilen. Ich will! Und diesen Willen soll kein Schicksal beugen, nicht einmal die Allmacht des Himmels. Mit dem Tode würde ich um den Besitz dieser Hand kämpfen. Bedenken Sie das, Mutter! und Sie, mein theurer Vater! Sie haben hier nicht mit der Liebe zu streiten, sondern mit dem Willen eines Menschen, der wohl weiß, daß der Wille allein unbesiegbar ist. Man reiße sie von mir; ich werde sie wiederfinden! Man tödte sie; ich werde mit ihr sterben! Glauben Sie mir: meine Rechnung ist gemacht!"

Die Mutter unterbrach ihn mit einem spöttisch grimmigen Lächeln.

Franz fuhr auf, ergriff ein Messer vom Tische, und rief: „wenn ich nicht so ruhig wäre; wenn ich nicht zuverlässig wüßte, daß sie mein ist, so . . . Mutter! glauben Sie mir, ich habe recht große Lust, diese Komödie jetzt als ein Trauerspiel zu endigen. Hier schlägt mein Herz," (er riß die Weste auf); „und diese Spitze . . ." — Er setzte sie auf die Brust. Jakobine riß ihm schreiend das Messer aus der Hand. Er fuhr kalt fort: „welch ein Ende es auch für die Liebe giebt, geendet muß werden. Vater, denken Sie an Virginien! Die Verzweiflung kann auch die Hand der Liebe bewaffnen. Wer will mir das Mädchen rauben!"

Du sollst jetzt mit mir fahren! sagte die Mutter, über die Hitze des jungen Menschen erschrocken. Wir werden ja sehen!

„Ich weiß, was Sie denken; doch ich will mit Ihnen fahren. Wer könnte mich zwingen, wenn ich nicht wollte! . . . Mei-

ne Ruhe wohnt in Jakobinens Herzen, in ihrem Versprechen, in dem Worte, das sie mir gab, als ich acht Tage lang auf meinem Zimmer mit ihr wohnte. O, Jakobine, diese acht Tage unserer Seligkeit sollen sich tausendmal erneuern. Hier gebe ich dir aufs neue mein Wort, wie ich das deinige habe! . . . Lassen Sie uns gehen, Mutter!" — Er küßte Jakobinen, führte dann seine Mutter an den Wagen, stieg ruhig zu ihr ein, legte sich aber bald in den Winkel, und that, als ob er schliefe.

„Von welchen acht Tagen sprach er denn, Jakobine?" fragte Siegel ganz sanft.

Jakobine erzählte ihm alles mit einer Aufrichtigkeit, die seine Furcht verminderte. „Wie unbesonnen," sagte er nun, „wie thöricht ist ein junges Herz, sogar ein reines! — Was hoffst du, Jakobine?"

Sie haben gehört, was ich hoffen darf mein Vater.

„Ja! und ich zittre. Der junge Mensch ist fest entschlossen; aber seine mächtige

Familie wird dich und auch mich verfolgen, da wir ohne Hülfe und Beistand sind. Das Gesetz nimmt seine Eltern in Schutz. Er wird das Gesetz nicht achten; denn Ihr vereiteltet ja alle meine besonnensten Vorkehrungen. Konnte doch seine kurze, vergängliche Liebe mir das kindliche Vertrauen meiner Jakobine rauben! —"

Ach, lieber Vater!

„Was ist auch ein Vater gegen den Geliebten! Wie könnte ich auch fodern, dem wilden Sturme der Leidenschaft zu gebieten! Aber, Jakobine, man wird uns verfolgen, dich aus seinen Armen reißen. Du wirst das Opfer ihres Stolzes, ihres Hasses werden; und er — ein Selbstmörder! Triumphiren wird eure Liebe. Was thut es, wenn dein Vater mit grauen Haaren flüchtig, ohne Herd, ohne Kind, in seinen letzten Tagen bettelnd sein ersehntes Grab suchen muß! Was thut es! Ihr liebtet euch, und siegtet! . . . So ist es, Jakobine."

Sie warf sich vor ihrem Vater nieder,

umfaßte seine Kniee, und zerfloß in Thränen.

„Könnte ich dich mit dem heftigen aber guten Jünglinge vereinigen, so möchte mein Schicksal seyn, welches es wollte! Der edle Mensch, den ich mit Mühe und Sorge zu einem segnenden, wohlthätigen Engel für seine Unterthanen erzog, geht unter. Was thut es! Er liebt. Mögen nun die Hunderte von Menschen, die er glücklich machen konnte, untergehen! O, es thut mir weh! . . . Und kann ich Euch doch nicht einmal schuldig nennen. Er kam an, als du allein warst; die alte Liebe zu deinem Spielgefährten überraschte dich. Du konntest fast nicht anders, als ihn heimlich bei dir behalten; denn du fragtest nur dein Herz, Jakobine. Aber desto mehr schmerzt es mich, daß ich denken muß: wie leicht waren die Unschuldigen zu retten! O, es schmerzt mich tief!"

„Noch wäre Rettung möglich," hob er nach einer Pause wieder an; „aber ich zittre vor der Wildheit des Jünglings, wie vor der Härte seiner Mutter. Wäre er ruhig,

bräche er für jetzt alle Verbindung mit dir ab — die Zeit, das Glück ist oft mächtiger, als der Wille. Ich kann mir eine Zeit denken, Jakobine, da Niemand mehr eurer Liebe entgegen stehen kann. Es ist nicht gut, so zu denken; doch in dieser Lage ...! Wäre er ruhig; verspräche er, dich für jetzt nicht wiederzusehen, nur ein Jahrlang ...“

Das soll er versprechen, Vater! das soll er! Ich gebe Ihnen mein Wort, ihn in einem ganzen Jahre nicht wiederzusehen. Er soll ruhig abwarten, was das Glück für uns thun wird. Ich will ihm schreiben.

„Thu das, und sag' ihm, ich liesse ihn bitten. Nur Ein Jahr!“

Jakobine ging auf ihr Zimmer, und schrieb dem Geliebten. Am folgenden Morgen ließ sie eine Taube fliegen, und gegen Mittag brachte sie dem Vater Franzens Antwort. „Du verlangst es Jakobine, und ich will ruhig seyn, will ein Jahrlang mein schönstes Glück, meine edelste Freude, entbehren. Dann aber sehe man ein, daß es vergeblich ist, uns trennen zu wollen. Ich

werde dich nicht sehen, nicht an dich schreiben, meiner Mutter in Allem gehorchen, als ob ich keinen eigenen Willen hätte. Und so leb wohl auf ein Jahr, meine Jakobine! Aber denk' daran, daß du mein bist! ewig mein, wie ich ewig dein Franz. Ich lasse alle deine Tauben fliegen. Schicke mir die meinigen. Ich liebe die unschuldigen Boten unserer Liebe, unsres Glückes. Sie tragen zum letzten Mal die Grüße unserer Liebe. Schreib mir noch mit allen. Lebe wohl!"

Siegel wurde, als er dies gelesen hatte, etwas ruhiger. In Steinau aber stand es so ruhig nicht. Sobald der Wagen dort angekommen war, ging Franz auf sein Zimmer, und die Mutter folgte ihm auf dem Fuße nach. Sie sah mit finstern Augen die Tauben an, und sagte: ich hoffe, du wirst die Thiere nun wegschaffen!

Er schwieg, in ernstes Nachdenken versunken. Auf einmal kam eine weiße Taube an das Fenster geflattert. Er nahm ihr Jakobinens Billet ab, schrieb eine kurze

Antwort, und ließ eine von Jakobinens Tauben damit fliegen.

„Sie haben Ihren Wunsch erreicht, Mutter!" sagte er nun ruhig. „Was verlangen Sie weiter?"

Die Tauben sollen fort.

„Dies sind Jakobinens Tauben. Ich brauche sie jetzt nicht mehr." (Er ließ sie alle fliegen.) „Wollen Sie noch eine halbe Stunde warten, so werden Sie auch die meinigen von Salen zurückkommen sehen. Mein Briefwechsel mit Jakobinen hört auf, weil Sie ihn nicht erlauben wollen."

Die Mutter begriff die sanfte Ruhe ihres Sohnes nicht, und wollte doch abwarten, was weiter geschehen würde. Nicht lange, so kamen noch vier Tauben, von denen jede einen kleinen Zettel mit den Worten: „Lebe wohl!" unter den Flügeln hatte. Er zeigte der Mutter diese Zettel, liebkos'te den Tauben, die Jakobinens Hände berührt hatten, klingelte dann, und befahl dem Bedienten, die Tauben zusammen auf

den Taubenschlag zu bringen. „Sie sehen, Mutter,“ fuhr er dann fort, „daß ich fertig bin. Haben Sie noch sonst etwas zu befehlen? Ich bin bereit zu gehorchen.“

Bist du wirklich bereit? zu allem?

„Zu allem, was es auch sei.“

So reise noch heute zu meinem Bruder, dem General Dorstedt.

Franz klingelte, „Packt meine Sachen ein, und laßt den Reisewagen anspannen.“

Aber du nimmst den Kammerdiener mit.

„Keinen Verdacht, Mutter! Ich gehe zu dem Oheim Dorstedt.“

Die Mutter schrieb das Nöthige an ihren Bruder, den stolzesten und zugleich listigsten Mann auf der Erde. Er empfing seinen Neffen recht freundschaftlich, fing aber bald an, auf Mesalliancen anzuspielen. „Herr Oheim,“ sagte Franz sehr trocken: „Sie wissen, wie ich höre, daß ich Willens bin, eine sogenannte Mesalliance einzugehen. Ich gebe Ihnen aber mein Wort darauf, daß ich Ihnen keine Unruhe

machen will. Beobachtet zu werden, ist nicht angenehm; und zu beobachten, nicht leicht. Lassen Sie uns einander verstehen."

Hm! erwiederte der General; deine Mutter schreibt mir da allerlei von Tauben, was ich nicht so recht begreife.

Franz erzählte ganz ruhig, wie es sich mit seiner Taubenpost verhalten hätte.

Allerweltsjunge! das wäre ein Stückchen für eine belagerte Festung! . . . Nun, deine Mutter bindet mir auf die Seele, dich nicht aus den Augen zu lassen. Gib mir dein Ehrenwort, und ich lasse dich gehen, wohin du willst. Du versprichst mir nehmlich, das Mädchen zu vergessen.

„Ich werde nie eine Andre zur Frau nehmen, als eben dieses Mädchen."

Das sagst du mir so in's Gesicht?

„Sie mußten es doch wissen!"

Die Familie wird das nie zugeben, Franz.

„Das weiß ich; darum nehme ich zu seiner Zeit das Mädchen in meine Arme,

fahre nach Hamburg, schiffe mich nach Amerika ein, kaufe mich dort an; und — das Haus Falk hat dann eine Seitenlinie in Amerika."

Der General pfiff seinen Regimentsmarsch, und trommelte dazu mit den Fingern; denn so etwas war ihm noch nicht vorgekommen. „Kreuz-Bataillon! Bursche, du bist aufrichtig! Sieh, wenn es kein Falk thun wollte; so reis'te ich dir nach, behauptete dort unser Recht, und ließe die Ehe aufheben und deine Frau einsperren. Da hast du Wahrheit gegen Wahrheit!

„Herr Oheim, werden Sie nicht böse. Dort gilt kein Adel, nur der Mensch. Uebrigens sind von hier bis Nord-Amerika über tausend Meilen."

Zu einer solchen Reise gehört Geld; und der Teufel sollte Den holen, der dir Geld gäbe!

„Was wetten Sie? Ich borge binnen einem Monath auf meines Vaters Namen

zehntausend Thaler. Und — kennen Sie meinen Oheim in Falkenstein?"

Ein seltsamer Mensch, schreibt mir deine Mutter.

„So seltsam Sie wollen; aber ein sehr edler Mann. Doch den spare ich mir als meine letzte Hülfe auf.

Und das alles sagst du mir so in's Gesicht?

„Es liegt mir daran, daß meine Familie recht genau erfährt, was ich zu thun Willens bin."

Man setzt dich auf eine Festung, junger Herr.

„Sie können nicht einmal einen armen Teufel von Soldaten hüten; und mich, der ich Geld habe, wie Heu, und einen Oheim, wie der Obristlieutenant?

Junge! Allerweltsjunge! ich will dich wohl hüten.

„Das können Sie, weil ich bleiben will. Sie werden es aber nicht mehr können, sobald meine Zeit um ist." —

Der alte General schrieb seiner Schwe-

ster: wenn sie kein Mittel wüßte, das Mädchen weg zu schaffen, so möchte sie sich nur darein ergeben, in den Falkischen Stammbaum einen häßlichen Schandfleck kommen zu sehen. —

Das wußte die Frau von Falk schon längst; sie hatte von dem Augenblick an, da sie mit ihrem Sohn im Wagen saß, fast unaufhörlich daran gedacht. Glücklicher Weise blieb es ein Geheimniß, wohin ihr Sohn gegangen war; denn der Kammerdiener, der ihn begleitet hatte, konnte schweigen.

Ihr ganzer Haß fiel auf Siegeln, da sie überzeugt war, daß dieser die ganze Sache aus Hochmuth eingeleitet hätte, um seine Tochter einst als Gebieterin von Steinau zu sehen. Zweifelte sie ja auch zuweilen hieran, so mußte sie doch nothwendig ihrer Familie und ihrem Stammbaum ein Opfer bringen.

Niemand in Steinau wußte etwas von der ganzen Begebenheit, Franzens Vater ausgenommen, dem die Mutter gesagt hät-

te, so viel er wissen sollte; ja Niemand konnte auch nur vermuthen, daß Franz Jakobinen liebte, da er in seinem Betragen gegen sie immer sehr gleichgültig gewesen, und da sein Courier-Reiten, so wie die Taubenpost, ein tiefes Geheimniß geblieben war. Ihr Mann schwieg aus Indolenz; sie selbst mit Absicht, weil sie nicht ohne Angst an ihren Schwager dachte, der gleich bei seinem ersten Besuche in Steinau allerlei Ketzereien über Adel und Adelshochmuth geäußert hatte. Wenn sich also Franz an diesen Oheim wendete, dem er durch sein edles festes Wesen äußerst lieb geworden war! Nein, sie konnte sich Niemanden anvertrauen, und mußte die Sache ganz für sich allein betreiben.

Wie ließ sich aber dem rechtschaffnen, und eben darum auch felsenfesten, Siegel beikommen, da alle seine Rechnungen immer in der besten Ordnung waren! Sie sann hin und her; und die Hölle selbst half ihr auf einen Gedanken, den sie sogleich ergriff und festhielt. Schon am folgenden Tage

schrieb sie an Siegeln sehr artig: sie hätte ihren Sohn in die Residenz gebracht; nun möchte er die Verbindung zwischen den beiden jungen Leuten, die er selbst nicht billigte, so viel sich thun liesse, allmählich auflösen suchen. Indeß, da sie eben nicht viele Hoffnung hätte, ihren Franz auf andre Gesinnungen zu bringen, so bäte sie ihn, für jeden möglichen Fall seiner Tochter ferner eine Bildung zu geben, wie sie einer Frau von adeligem Stande angemessen wäre.

Siegel wunderte sich über diesen Brief; indeß fing er doch bald an, zu glauben, daß Franz, als der Liebling seiner Mutter, am Ende doch vielleicht ihre Zustimmung zu seinen Wünschen erlangen könnte. Er sah, wie innig Jakobine ihren Freund liebte; doch hütete er sich, ihr Hoffnungen zu geben, ob er gleich Mitleiden mit ihrem Gram hatte, und sie bei jeder Gelegenheit zu beruhigen und zu trösten suchte.

Frau von Falk kam in Kurzem selbst nach Salen, und behandelte Jakobinen

mit

mit vieler Artigkeit, so wie Herrn Siegel mit großem Vertrauen. Er sagte ihr: „jetzt ist wenigstens ein ganzes Jahr gewonnen; und ein Jahr thut viel, Ew. Gnaden."

Ich zweifle, erwiederte sie mit Kopfschütteln; denn Franz ... O, ich zittre noch, wenn ich an die Scene hier in Ihrem Zimmer denke! — Sie nahm Siegeln wirklich so ein, daß er beinahe anfing, sich Hoffnung zu machen.

„Sie schrieb zum zweiten Mal, wiederholte ihren Besuch, und war gegen Siegel und seine Tochter noch gütiger, als neulich.

Nicht lange, so kam sie zum dritten Mal, aber in der größten Verlegenheit. Unglücklicher Weise hatte sie Herrn Siegels Papiere, Rechnungen, Abschlüsse verlegt, und sollte jetzt mit ihrem Bruder, der noch jährlich einen Antheil von dem Ertrage des Gutes bekam, abrechnen. Sie kennen, sagte sie, den alten eigensinnigen Kopf, der wohl gar seine Schusterrechnun-

gen lieber auf Pergament, als auf Papier, hätte. Geben Sie mir doch Ihre Rechnungen und Abschlüsse, nur auf vier und zwanzig Stunden; ich muß die meinigen nothwendig danach reguliren. — Siegel, der kein Arges aus diesem Verlangen hatte, gab ihr, was sie zu haben wünschte, und sie reis'te mit ihrer Beute wieder zurück.

Nach vierzehn Tagen kam eine Commission nach Salen, um Siegeln seine Rechnungen abzunehmen. Er erschrak, als er jetzt auf einmal den Abgrund sah, in den ihn sein Zutrauen gestürzt hatte; die Commission erklärte ihm nehmlich: sie käme auf persönlichen Befehl der Frau Oberkammerherrin und des Generals, ihres Bruders.

„In acht Tagen," sagte er, „soll alles bereit seyn." Sobald die Commissarien wieder abgereist waren, schrieb Siegel an die Frau von Falk, und bat sie, ihm seine Papiere zurückzugeben. In ihrer Antwort leugnete sie den Empfang dieser Papiere gänzlich ab, machte ihm die bittersten Vor-

würfe über seine Unverschämtheit, und drohete, ihn vor Gericht zu ziehen, wenn er nicht mit Rechnungen und Belegen seine Redlichkeit beweisen könnte, an der sie schon seit längerer Zeit aus allerlei Gründen zweifelte.

Siegel sah auf den ersten Blick, daß er verloren war. Er erzählte Jakobinen die Sache ganz einfach und ruhig. Aber, fragte sie, was kann die Frau von Falk damit wollen?

„Uns verderben, Jakobine; uns entehren; mich, wenn es möglich ist, zu einem Betrieger, einem Diebe machen. Da hast du die Frucht deiner Unbesonnenheit! Man wird mich der Untreue beschuldigen, Quittungen von mir fodern, die ich nicht mehr habe, und mich in ein Gefängniß werfen. Dich selbst ... dich ... Ich zittre!"

O Gott! Franz ...

„Wo ist er? Gewiß nicht da, wo seine Mutter gesagt hat, wo wir ihn finden können; und fänden wir ihn ..."

Er würde uns glauben, Vater

„Das würde er, und — seine Mutter hassen! auf unsere Seite treten, und uns doch nicht retten! sterben, wenn es seyn müßte, und uns nicht retten! dir seine Hand geben, und mich nicht von der Schande befreien! unsere Schmach mit uns theilen, die Tochter eines Betriegers heirathen, und uns nicht retten! Ich würde im Gefängniß verschmachten, du vor Schmerz sterben, und er dir in's Grab folgen, aber uns doch nicht retten!

Das sagte er mit immer verstärktem Tone, seine Tochter ernst betrachtend. Sie sprang auf, und rief mit flammenden Augen: o, giebt es denn kein Mittel ...

„Es giebt eins, Jakobine: uns in der tiefsten Einsamkeit zu verbergen — mehr vor Franzens Nachsuchung, als vor seiner boshaften, rachsüchtigen Mutter. Findet uns Franz, so findet uns auch die Mutter; und ich bin dann ein Betrieger: durch meine Flucht habe ich mein eigenes Urtheil gesprochen. Jetzt wähle selbst, Jakobine! Soll ich bleiben, so bin ich nach acht

Tagen unter Aufsicht, und nach vier Wochen schmachte ich, als ein erklärter Betrieger, in einem Gefängniß. Fliehe ich, so wird die Frau von Falk, hoffe ich, um ihres Sohnes willen, schweigen. Doch dann ist deine Verbindung mit Franz auf immer zerrissen. Siehst du das ein?"

Er wiederholte ihr alles, und zeigte ihr den Brief der Frau von Falk. Sie sah nun leicht, daß die grausame Frau ihren Raub nicht würde fahren lassen, und war augenblicklich fest entschlossen, mit ihrem Vater zu gehen.

„Du sagst unserm Franz auf ewig Lebewohl."

Auf ewig, mein Vater! Ich gehe mit dir! (Er umarmte sie weinend.) Aber schnell laß uns fliehen! —

Siegel ritt noch in dieser Nacht weg, und nahm eine Bauernkleidung mit. Am folgenden Abend kam er zurück, und schrieb an die Frau von Falk:

„Wir kennen einander, gnädige Frau. Es wäre thöricht von mir, wenn ich glaub=

te, Sie sollten mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich gehe mit meiner Tochter von Salen ab, und nehme nichts mit, als meinen ehrlichen Namen, und eine Summe Geldes, die mir gehört, und die ich mit gutem Gewissen hätte verdreifachen können. Die Einsamkeit, in die ich mich begebe, könnten Sie vielleicht aufspüren; aber — wagen Sie das nicht, Madame! Wagen sie es ferner nicht, meinen guten Ruf anzutasten, und lassen Sie alle Untersuchungen fallen. Wenn Sie alles thun zu dürfen glaubten, so würden Sie am Ende erfahren, was ein Mann für seine Ehre zu thun im Stande ist."

„Ueber Ihren Sohn seyn Sie ruhig. Wir, ich und meine Tochter, haben ihn aufgegeben, und er soll uns nie wiedersehen; denn sähe er uns wieder, uns, die Ihr Haß so grausam verfolgt, so hätten Sie das edle Herz Ihres Sohnes auf ewig verloren."

„Wagen Sie nichts auf den Glauben hin, daß wir ja nicht wissen, wo Ihr Sohn

ist! Wo er auch seyn mag, Madame — eine Aufforderung an ihn in allen Deutschen und Französischen Zeitungen würde ihn bald von unserem Schicksal belehren; und dann, Madame — ich wiederhole es — dann hätten Sie auf ewig verloren, was Sie doch zu behalten wünschen. Ich gehe still. Lassen Sie mich ruhig gehen."

„Siegel."

Frau von Falk überlegte. Siegel blieb immer in ihrer Gewalt; denn durch seine Flucht hatte er sich selbst verurtheilt. Sie ließ ihn also ruhig ziehen, ohne sich weiter nach seinem Aufenthalt zu erkundigen. Weit weg, glaubte sie, würde er gehen, um sich vor ihrer Rache desto besser zu sichern; er zog aber, unter dem Namen Lindner, nach Sibigerode, das ganz versteckt im Gebirge seitwärts von der Straße lag, und kaufte da ein einzeln stehendes, kleines Haus, mit den dazu gehörigen Aeckern. Er trug Bauernkleider; und auch Jakobine sah in ihrer Kleidung einer feinen Bäuerin ähnlicher, als einem Mädchen von besserem Stande.

So hoffte er, hier die Ruhe zu finden, die ihm fehlte, und sie auch seiner Tochter wiederzugeben.

Jakobine konnte gar nicht unentschieden seyn, was sie zu thun hätte; denn, machte Franz sie ausfündig, so drang er gewiß auf seine Verbindung mit ihr: dann aber wurde ihr Vater als ein Betrieger verhaftet; seine Schande fiel mit auf die Tochter, und also auch auf Franz. Um das alles zu vermeiden und um ihren geliebten Vater zu retten, mußte sie entsagen; und das that sie, obgleich erst nach einem langen, schweren Kampfe mit ihrer Liebe.

„Ist es dein Ernst?" fragte der Vater sanft.

Mein völliger.

„Du lebst also nicht mehr für ihn?"

Ich bin für ihn todt.

„Mich dünkt, du müßtest auch wünschen, daß er glücklich würde."

Ach, Vater, ja wohl!

„Mit seinen Eltern ausgesöhnt."

O, von Herzen!

„Wünschen, daß er in den Armen eines andern geliebten Weibes den Lohn für seine Treue fände.“

Wünschen? O ja!

„Und dazu beitragen.“

Was ich kann; gern!

„Du kannst es, Jakobine. Daß du deinen Vater rettest — nun, das würden tausend Töchter thun, ja, mich dünkt, jede, wenn sie wüßte, daß ihr Vater sie recht herzlich liebte. Aber auch das Glück des Geliebten zu retten: das will mehr sagen; und es steht in deiner Gewalt.“

Wie denn?

„Wenn du ihm wirklich auf immer entsagen willst ...“

Auf immer!

„So schreib' ihm, als lägest du auf dem Sterbebette, ein Paar Stunden vor deinem Tode, den dir der Arzt angekündigt habe.“

Jakobine schauderte zurück. Er soll glauben, ich wäre todt?

„Du bist es ja für ihn wirklich, mein

Kind. Weißt du ein andres Mittel, ihn von seinen Erkundigungen und Nachforschungen abzuhalten?"

O Gott! Ja, ich will ihm schreiben, daß der Gram um ihn mich getödtet hat.

„Und ihm eine Wunde schlagen, die ewig bluten muß? ihn auf ewig mit seiner Mutter entzweien?"

Der Gram, mein Vater, wird mich wirklich in's Grab bringen. Er zehrt, das fühle ich, alle Quellen meines Lebens auf.

„Desto edler ist es, ihm das zu verschweigen."

Ich will, Vater. Was soll ich denn schreiben? welche Ursache des Todes soll ich angeben?

„Wähle selbst! Ich will sehen, welch ein edelmüthiges Mädchen meine Tochter ist. Wähle z. B. einen unglücklichen Fall, einen Umsturz mit dem Wagen; oder denk' an die Beschädigung neulich bei dem ausbrechenden Feuer."

Wie soll er den Brief bekommen?

„Dafür sorge ich." —

Jakobine schrieb. Der Vater schüttelte den Kopf, als er ihren Brief las; und sie selbst konnte sich nicht verhehlen, daß aus mancher Stelle darin die Wahrheit ganz deutlich hervorsah.

„Soll ich dir den Brief aufsetzen, Jakobine?"

Ja! antwortete sie, ohne sich lange zu besinnen; denn so war sie es doch nicht, die den Geliebten betrog. —

Der Vater schrieb folgenden Brief, und Jakobine schrieb ihn ab.

Jakobine an Franz.

„Deine Mutter, Franz, war zu schwach, unsre Liebe zu trennen: alle Menschen waren dazu nicht mächtig genug, auch mein Vater nicht. Seine Vorstellungen — Gründe konnte ich ihnen nicht entgegensetzen, aber doch mein Herz — gewannen nichts über mich; ich blieb dem Worte treu, das ich dir gegeben hatte. Ja, Franz, das ist meine Freude, der Stolz meines Lebens. Ich bleibe dir treu bis zum Tode, und noch bei dem letzten Athemzuge werde ich triumphirend

deinen Namen nennen. Franz, ich habe nicht gewankt, nicht einmal einen Augenblick. Ich bin sein! so hatte mein Herz, so mein Schicksal gesprochen. Und ich bin dein geblieben bis an die letzte Minute meines Lebens, die nicht mehr fern ist."

„Das Schicksal segnete unsere Liebe, lächelte zu unsern Wünschen, und gab uns mehr, als vielen andern Menschen: jene seligen acht Tage, und jene Nächte, da ich in deinen Armen war. Eine kühne That deiner Jakobine löste das Band unserer Hände auf, knüpfte es aber auf ewig um unsre Seelen."

„Mein Vater führte mich von Salen weg. Ich lächelte, Franz; denn an welchen Ort konnte er mich bringen, wo ich dein Bild nicht mehr hatte, und wo ich dir nicht durch den treuen Niklas, oder durch deinen Oheim, den Obristlieutenant, schreiben konnte! Ich war dein, und blieb es. Da kamen wir hieher, und ich fragte nicht einmal, wie der Ort hieße, und wie weit er von Salen wäre."

„Doch Franz, jetzt sprach das Schicksal ernst: Ihr waret glücklich; nun scheidet!

Wiederfinden werdet ihr einander, wo eure Liebe nichts mehr hindern kann."

„Es kam hier Feuer aus, mitten in der Nacht. Von der hellen Flamme erwacht, springe ich auf, und eile aus dem Hause. Es brannte eine Hütte, und eine Mutter jammerte herzzerreißend mitten unter den herbeieilenden Menschen; denn ihr Kind war noch in den Flammen. Mein Vater taucht geschwind eine große Decke in's Wasser, schlägt sie um sich, und dringt so in das Haus."

„Als ich das sehe, folge ich, ganz außer mir, ihm nach. Nicht Er, ich finde die Kammer, rette das Kind, und bringe es der Mutter. Aber die Flammen hatten mein Kleid ergriffen; ich war schrecklich verbrannt. Man trägt mich zurück in unsere Wohnung, und holt einen Arzt. Wir Alle hoffen; der Arzt aber schweigt. Erst vorgestern fiel mir ein: wenn ich nun sterben müßte, und hätte meinem Franz nicht Lebewohl gesagt! — Ich bat den Arzt sehr dringend, mir zu sagen, ob mein Leben in Gefahr wäre. Er faßte meine Hand, und antwortete: edelmüthiges

Mädchen, Sie haben ein Menschenleben mit Ihrem eigenen gerettet!" —

„Franz, ich habe noch zwei Tage zu leben; und die gehören dir."

„Seit gestern schreibe ich mit großer Mühe an diesem Briefe. Ich bin dein bis in den Tod. O, mein Geliebter, klage nicht! denn sieh! deine sterbende Jakobine lächelt dir zu."

„Wir haben ja geliebt, und so die höchsten Freuden des ganzen Lebens genossen, rein genossen. Fasse meine Hand mit Muth, und sage: wir finden uns wieder!"

„Franz, ich kann mit Freude daran denken, daß uns das Schicksal glücklich machen, und nur nicht zugeben wollte, daß in dein edles, reines Herz, Feindschaft gegen deine Mutter käme! Nun kannst du ja gehorchen, und dich versöhnen; denn ich nehme deine Seele, dein Glück mit mir in's Grab. Was kannst du noch verlieren, da du mich verloren hast!"

„O, geliebter Franz, alles eilt, das Leben, die Liebe, der Tod. Ich muß dir jetzt Lebewohl sagen; wer weiß, ob ich es in der nächsten Minute noch kann. So lebe denn

wohl, mein Franz! Allem, was ich auf der Erde liebte, sage ich Lebewohl."

„Mein Vater hat mir so eben versprochen . . ." —

So weit hatte Jakobine — unter vielen Thränen und Todesschauern geschrieben. —

„Soll ich den Brief wegschicken?" fragte der Vater. Sie schwieg. — „Soll ich ihn wegschicken?" fragte er nach einigen Stunden noch einmal mit bebender Stimme; denn er selbst war tief gerührt. Da warf sich Jakobine in seine Arme, und sagte: ja! denn ich könnte, ohne wirklich zu sterben, so etwas nicht zum zweiten Male schreiben. Es ist alles überwunden! das Leben! alles! Schicken Sie ihm den Brief.

Der Vater nahm die Feder mit zitternder Hand, und schrieb darunter:

„Ja, Franz; ich habe Jakobinen versprochen, dir den Brief zu schicken, wo du auch seyn möchtest. Sie ist todt! Sterbend nannte

sie noch deinen Namen, und verstummte auf ewig.“

„Jetzt, Franz, mache Frieden mit allem um dich her, wie ich mit allem Frieden gemacht habe; denn was hat, seitdem sie todt ist, das Leben noch, das der Mühe verlohnte zu hadern! Lebe wohl, Franz. Sie ist todt, die das Leben mir und dir zu einem Himmel machte. O, wie arm sind wir nun! Lebe wohl! Dein Vater Siegel.“

Franz kommt zu Hause.

Siegel ging in seiner Bauernkleidung nach Steinau, und kam am Abend spät vor das Haus, worin Niklas wohnte. „Hier ist ein Brief, Niklas, von Jakobinen, an deinen jungen Herrn. Aber es darf Niemand davon wissen!"

Wo ist er denn? fragte Niklas, sehr vergnügt.

„Fast glaube ich, bei dem General Dorstedt."

Er mag seyn, wo er will: der Brief ist so gut wie bestellt.

„Kann ich mich darauf verlassen?"

Wie auf Gottes Wort. Ich bringe es heraus.

„Es liegt dem jungen Herrn viel daran."

„Ich gehe noch diese Nacht," erwiederte Niklas, und in fünf Minuten war er unterweges. —

Als Siegel bei der Rückkehr zu Jakobinen ihre bleichen Wangen, ihr schwer unterdrücktes Seufzen, und ihre starren Augen ohne Thränen sah, empfand er beinahe Reue. Doch er beruhigte sich, als er auch jetzt durchaus kein andres, als das von ihm gewählte Mittel ersinnen konnte, die Verbindung, welche seine Tochter nothwendig unglücklich machen mußte, sanft aufzulösen.

Jakobine hatte wirklich ein Kind aus den Flammen gerettet, und war dabei beschädigt worden; doch nur ganz unbedeutend. Sie wurde allmählich geheilt. Ob nun in ihrer jungen Brust die Hoffnung wieder erwachte, das wußte der Vater nicht; aber sie wurde ruhiger. Ihr edel-

müthiges Opfer war vollendet; und die Hoffnung bedeckte doch zuweilen ihren Schmerz mit lieblichen Blumen. Siegel rechnete auf die Wirkung der Zeit, und wurde ruhiger, sogar heiter. —

Niklas lief die Nacht hindurch, und kam am folgenden Tage auf dem Gute des Generals von Dorstedt an. Er benahm sich so gut, daß er seinem lieben jungen Herrn, von sonst Niemand bemerkt, vor Augen kam; und nun gingen Beide, auf Winke, die sie einander gegeben hatten, vor das Dorf, in den nahen Wald.

Hier übergab Niklas seinen Brief. Franz wurde beim Lesen bleich, taumelte, und sank leblos zu Boden. Niklas schöpfte Wasser in seinen Hut, und brachte den Ohnmächtigen wieder zu sich.

Franz las noch einmal, und fragte dann matt und leise: „Wer gab dir den Brief?"

Ein Mann; ich glaube, Herr Siegel selbst.

„Selbst? Er ist nicht mehr in Salen. Wo denn sonst?"

Das weiß Niemand. Man schwatzt allerlei darüber, warum er von Salen weggegangen seyn soll.

Franz hörte ihn nicht mehr; er saß in sich selbst versunken da, die erloschenen, starren Augen an den Boden geheftet. Endlich stand er auf, und ging, ohne weiter mit Niklas zu sprechen, schwankend zurück auf sein Zimmer, wo er sich dem heftigsten Schmerz überließ.

Als er gar nicht zum Vorschein kam, ging der General selbst zu ihm. Franz sah ihn starr an.

Was ist dir, Franz?

„Ich habe," antwortete er endlich „Frieden mit der ganzen Welt gemacht: auch mit Ihnen, auch mit meiner Mutter. Jetzt bin ich bereit zu allem. Und — sonderbar! — ich kann nicht einmal sagen, meine Mutter ist Schuld daran."

Das war alles, was er sagte. Sein Schmerz verfolgte jetzt den entgegengesetz-

ten Weg. Er nahm sich vor, nach Asien zu gehen, und dort sein Leben zu verseufzen; denn — seine Mutter war doch schuldig. —

Nicht lange, so dachte er wieder den blutigen Gedanken, alles auf einmal zu enden: Leben, Schmerz und Verzweiflung.

Jetzt fiel ihm Jakobinens Grab ein; er sprang auf, und rief nach Pferden. Der General kam selbst, ihn zu beruhigen und ihn fest zu halten. Franz sah ihn mit dem sprechendsten Ausdruck der Verachtung an. „Halten?" rief er dann schrecklich; „mich halten? Eher sollte man den Löwen fesseln, als mich!"

Er schob den General mit der linken Hand seitwärts; doch auf einmal stand er wieder still, wie ein Lamm, und klagte: „o, es ist nicht mehr so viel Kraft in mir, daß ... Denn ... Ach, jedes Wort hätte das Herz auch des härtesten Mannes zersprengen müssen. O Gott! und ich lebe, ich athme, ich lächle noch immer, und

schmeichle dem Grabe, als könnte es sie mir wiedergeben. O, ich will sterben!"

Mit diesen Worten sank er auf den Stuhl zurück, und ein Kind hätte ihn halten können.

Was ist dir denn, Franz, guter Franz? Sag es mir, nur mit Einem Worte.

„Ja in Einem schrecklichen! todt! sie ist todt! . . . O, weiß ich denn allein, wie viel sie werth war? daß in ihrem Herzen der Reichthum einer Welt, der ganze Himmel mit allen seinen Seligkeiten, lag? Sie ist todt! Warum lebt noch sonst etwas! Warum höre ich noch ein Wesen athmen! Aber . . . ich . . . Wer will mich halten!"

Er sprang auf, warf den General, und ein Paar Bediente, welche dieser herein gewinkt hatte, auf die Seite, als wären sie Kinder, ging dann langsam und nachsinnend die Treppe hinunter, und wußte bald nicht mehr, was er gewollt hatte.

Der General begriff wenigstens, daß Jakobine todt seyn mußte; er selbst schlug

daher seinem Neffen vor, mit ihm nach Steinau zu reisen. „Ja!“ sagte Franz; „nach Steinau! Ich will ihr Grab sehen, und dann sterben!“

Wie hast du es denn erfahren, armer Franz, daß sie todt ist?

„Sie selbst hat es mir geschrieben,“ antwortete er mit starren Augen, fast mit den Blicken eines still Wahnsinnigen, und gab seinem Oheim den Brief. Dieser lief ihn durch, und sagte: ich bedaure dich von Herzen, armer Junge. Aber — was kannst du gegen das Schicksal!

„Freilich! nichts als sterben!“ — In diesem Augenblick griff er heftig nach des Generals Degen, der ihm aber noch zu rechter Zeit entrissen wurde.

Um ihn zu beruhigen, brachte sein Oheim selbst ihn wieder auf den Gedanken, Jakobinens Grab zu sehen; und diesen Gedanken ergriff der Unglückliche sogleich. —

Die Bewegung des Wagens weckte ihn aus der ersten Betäubung seines Schmerzes. Der General gewann sein Zutrauen

dadurch, daß er Jakobinen lobte, und davon sprach, daß ihr ein Monument gesetzt werden müßte. Wollte Franz aufs neue heftig werden oder in seinen starren Gram versinken, dann las ihm der General Jakobinens Brief wieder vor, sprach darüber, und ließ sich von ihm erzählen. So wurde Franz glücklich nach Steinau gebracht, wo er nun Siegels letzten Aufenthalt erfahren zu können hoffte. Kaum war er dort angekommen, so ging er zu Niklas, um sich bei dem zu erkundigen. Während dessen hatte der General Zeit, seiner Schwester alles zu entdecken; und nun beschloß man, gänzlich zu verschweigen, wie vielen Antheil die Frau Oberkammerherrin an Siegels Flucht hatte.

Niklas wußte nichts. Franz kam trostlos zu Hause, und sah ein, daß auch seine Mutter nichts von Siegels Aufenthalte wissen konnte.

Sie redete ihn mit weicher Stimme an; er war kalt, und fragte nur, ob sie wüßte, wo Siegel jetzt lebte. Als sie Nein

antwortete, ging er, dem Ansehen nach ganz ruhig, auf sein Zimmer — eben das, welches sie bewohnt hatte, und in welchem er mit ihr so glücklich gewesen war.

Nach drei Tagen hatte er keine Ruhe mehr, und ritt nach Salen, woran man ihn gar nicht zu hindern suchte, da Frau von Falk jetzt sogar wünschte, daß sie den so äußerst nützlichen Siegel wieder haben möchte. In Salen fragte er vergebens nach Siegels Wohnorte, und nach dem Wege, den er genommen hätte. Nun durchstreifte er einen Monath lang die Gegend nach allen Richtungen, ihn aufzufinden. Die Reise zerstreuete seinen Schmerz, und jetzt konnte endlich der Schluß von Jakobinens Briefe, den er an jedem Tage wieder las, auf sein ermattetes Herz einigen Eindruck machen. „Nun kannst du ja gehorchen, und dich versöhnen," das hatte sie ihm geschrieben; und ihr Vater: „mache Frieden um dich her, wie ich mit allem Frieden gemacht habe." Dieser Rath paßte für die weiche Ermattung, worin sein

Herz jetzt aufgelös't war. Er ritt nach Hause, faßte seiner Mutter Hand, sah ihr schmerzlich lächelnd in's Gesicht, und sagte: „nun Friede und Versöhnung!" Sie faßte ihn lautweinend in ihre Arme. Er wendete das Gesicht von ihr ab, weil er fühlte, daß der Haß in seiner Brust aufs neue erwachte. „Friede!" sagte er noch einmal; „und schweigende, stumme Versöhnung!" Dann ging er auf sein Zimmer.

Er lebte ganz einsiedlerisch, da seine Schwester Bertha schon als Hofdame in der Residenz war. Die Leute im Hause sahen wohl, daß etwas Wichtiges vorgegangen seyn mußte; was aber? das konnte Niemand errathen. Das Leben hatte für Franz seinen Werth verloren. Er wanderte in den dicksten Wäldern umher, sprach mit Niemanden, ausgenommen mit Niklas, wenn der in seinen Weg trat, einige Worte, webei er aber nie den Namen Siegel nannte. Seine Mutter fragte ihn endlich furchtsam, ob er nicht etwas thun wollte, seinen Gram zu zerstreuen. Er antwortete

nicht einmal. Sein Oheim Dorstedt that ihm aufs neue denselben Vorschlag; und er sagte ganz ruhig: „Was will denn meine Mutter? Ich kann ja gehorchen. Bei Gott! sie braucht ja nur zu reden, Oheim."

Sie wünscht, wozu du niemals Lust gehabt hast: du möchtest an den Hof gehen. Was sagst du dazu?

„Nun wohl denn! An den Hof also. Es ist ja einerlei, wo ich wohne. Verlangt man es, so will ich in die Höhle irgend eines wilden Thieres kriechen. Es ist keine Lust bei dem Hofleben, und auch sonst nichts, das weiß ich. Warum wollte man mich aber nicht dahin schicken? Es wird recht ein Leben für mich seyn, denk' ich. Was muß ich denn da thun, Oheim?"

Erstlich nicht widersprechen, Franz.

„Lieber Gott! ich habe der Welt nichts in den Weg zu legen. Widersprechen? Wollt' ich hadern, ich könnte es wohl mit etwas Höherem, als mit einem Hof, der ja weiter nichts will, als ich selbst: schweigen."

Immer heiter scheinen, lieber Franz.

„Geben Sie mir einen Spiegel, daß ich doch nachsehen kann, welche Furchen der Gram über mein Gesicht gezogen hat. Man erzählt von Menschen, die vor Schrekken und Angst in einer Nacht graues Haar bekommen haben. Ich? ich bekam von der Natur das wahre Hofgesicht, in das der heißeste Schmerz, der nagendste Gram, auch nicht Eine Furche hat graben können. Für zwanzig Jahre alt hält mich Jeder; in meinem Gesichte muß ja also ein immer lächelnder Frühling seyn. Sorgen Sie nicht; ich werde wohl lächeln!“

Keine Bemerkungen machen.

„Nicht einmal über das Leben, das so arm ist . . . Arm? O, es gab mir einmal den ganzen Reichthum der Natur; ich verschwendete ihn aber in acht Tagen. Und nun . . . Ich will hin nach Hofe; lassen Sie das meine Mutter erfahren! Und sagen Sie mir nur dreist heraus, was ich zu thun, wie ich mich zu benehmen habe.

Sie sollen sehen, daß ich meine Rolle fleißig studieren und gut spielen werde.

Dem General war bei diesen Reden ein wenig bange; er sowohl, als Franzens Mutter, meinte indeß: ist er nur erst dort im strahlenden Glanze der Majestät, so wird er werden wie unser Einer! —

Franz wurde als Kammerjunker an den Hof geschickt, wo er seine Schwester Bertha als Hofdame fand. Er fiel ihr mit heißem Schmerz und heftigem Weinen um den Hals; dann sagte er ruhig: „sie haben mir den Hof verschrieben, wie ein schmerzstillendes Mittel; und ich will es gebrauchen."

Er trat seinen Dienst an, und befolgte seines Oheims Regeln mit einer gewissen feindseligen Lustigkeit, so, daß er seine Rolle fast übertrieb, doch, mit der feinen Kunst eines Schauspielers, nur bis an die äußerste Gränze des Schicklichen. Eine Zeitlang hatte Niemand daraus etwas Arges; zuletzt aber wurde es doch bekannt, daß der Schelm dahinter steckte, und daß Niemand in der

Welt von dem Hofleben geringer denken konnte, als gerade Franz, der seinen Dienst so feierlich versah, als hätte er das Schicksal einer Welt zu entscheiden.

Man wußte nicht, ob man ihn für boshaft, satirisch, oder für einfältig halten sollte. Dabei konnte man ihm aber — seltsam genug! — nicht Eine Nachlässigkeit im Dienste Schuld geben; und wenn der Hofmarschall ihn ja einmal über etwas zurecht weisen wollte, hielt ihm der Herr von Falk die seltsamsten Reden, aus denen Niemand errathen konnte, ob er das Hofleben für das Höchste auf Erden hielt, oder sich darüber lustig machte.

Natürlicher Weise stand er sich am Hofe gar nicht gut; aber aus Trotz blieb er stehen, obgleich seine Bertha, weil ihr für ihn bange wurde, ihn zuweilen bat, den Hof lieber zu verlassen.

„Warum denn, Bertha?" erwiederte er. „Die in Steinau wollen mich hier haben; so bin ich denn hier. Daß ich es nicht weiter bringe, wundert mich selbst.

Ich will nur sehen, wie weit sie es bringen werden." —

Endlich, als Bertha vom Hofe abging, wurde ihm seine Rolle allzu fade, und eben darum allzu widrig. Er dankte ab, und ging nach Falkenstein, dort jedes andre Leben völlig so zu betrachten, wie das am Hofe. Vorher war er in Steinau gewesen, hatte aber nicht einmal Rechenschaft darüber gegeben, warum er nicht am Hofe geblieben wäre. Nach Salen reis'te er, um sich zu erkundigen, ob man von Siegeln nichts wüßte; und als er nichts erfahren konnte, ritt er wieder nach Falkenstein zu seinem Oheim.

Hier zog ihn Selben mit seiner frohen Laune, mit seiner Jovialität, ein wenig an; er besuchte diesen, weil er durch ihn auf Viertelstunden erheitert wurde. Bei einer solchen Gelegenheit hörte er, in welchem Verdacht sein Oheim wegen der Besuche in Bruchstedt war. Er überraschte seinen Oheim dort, und sah Jakobinen wieder.

Franz erzählt, was der Leser schon weiß.

Franz wollte nach Brüchstedt; und sein Oheim sagte: „ich will dich begleiten, guter Junge, und verspreche dir, daß du sie wiedersehen sollst.“

Nun denn, um Gottes willen sogleich, lieber Oheim! sonst verliere ich sie zum zweiten Mal!

„Guter Franz, das sollst du nicht: darauf gebe ich dir meine Hand. Sieh, gestern, als ich dir versprochen hatte, daß du sie wiedersehen solltest, da fiel mir ein, ob ich dir auch Wort halten könnte. Ich schrieb also ein Billetchen, nur mit Bleistift,

stift, und schickte Georg damit an Lindner zurück.“

Siegel, lieber Oheim!

„Das ist ja einerlei; doch wie du willst. Siegel war eben im Begriff gewesen, mit seiner Tochter abzureisen.“

Franz wurde bleich, als er das hörte, und faßte seines Oheims Hand.

Glücklicher Weise hat ihn mein Billet noch angetroffen. Hier ist seine Antwort: „So eben wollte ich fort, mein Freund, um die Ruhe meiner Tochter nicht wieder stören zu lassen. Ich bin ein sehr unglücklicher Vater! Lassen Sie Sich von Ihrem Neffen erzählen, warum ich mich und meine Tochter verbarg; und dann entscheiden Sie, Herr Obristlieutenant, über Herz und Pflicht! Franz ist ein sehr edler Mensch. Ich hoffe, er wird sich der Entscheidung zweier Männer, wie Sie und ich, gern unterwerfen.“

„Noch bleibe ich hier; es wäre, dünkt mich, auch grausam, jetzt abzureisen. Ich bin, was bei mir nicht oft der Fall ist,

meiner selbst ungewiß, und appellire daher an Ihr einfaches, sicheres Urtheil. Doch es falle aus, wie es wolle — ich fürchte, daß ich nicht glücklich seyn werde."

„Du siehst," fuhr der Obristlieutenant nun fort, „daß Vater und Tochter dir nicht entlaufen. Also dächte ich, du erzähltest mir den ganzen Handel, von dem, weiß Gott warum, noch kein Mensch etwas weiß. Erzähle Franz; und verschweig, oder verschönere nichts! denn du hörst, der Vater hat an mich appellirt. Also ganz einfach, wie der Rapport von einem Gefecht.

Ganz einfach, hob Franz an, will ich Ihnen erzählen, lieber Oheim, ohne allen Schmuck.

Er erzählte, was der Leser schon weiß, seine Erziehung bei Siegel, vorzüglich durch Jakobinen. Und diese Menschen sollte ich nicht lieben? setzte er hinzu.

„Da wärst du ein wildes Thier, Franz, und könnte auch deine Mutter die Bibel für sich anführen. — Ja, du wär schlimmer, als Inkle in Gellerts Fabel. Aber höre!

von Liebe zu dem Engelskinde, der Jakobine, merke ich noch nichts."

Sie hatte, ohne daß ich es fühlte, mein ganzes Wesen durchdrungen, und mußte bei der ersten Gelegenheit hervorbrechen.

Er erzählte nun, wie er von dem Gymnasium zu Hause gekommen war und Jakobinen in Steinau allein gefunden hatte. Ich sah sie, lieber Oheim, in der vollen Blüthe ihrer Schönheit, und meine Liebe brach hervor, wie ein Blitz aus der Gewitterwolke.

„Ja, lieber Franz, als ich meine Klaudie bei der Generalin wiedersah, da ging es mir eben so. Ich kann nichts Verdammliches an dir finden." —

Als Franz die seligen acht Tage beschrieb, sagte der Oheim: „ich bitte dich, Franz, hör' auf! Das kann ich nicht loben; und doch möchte ich wohl ein Jahr von meinem Leben aufopfern, wenn ich mit Klaudien solche acht Tage gehabt hätte. Ich kann ordentlich mit Euch fühlen, wie selig Ihr gewesen seid!"

Nun kam die Taubenpost. Wenzel

sprang auf, lächelte, und drückte den Neffen an seine Brust, worin er ein sanftes Vergnügen fühlte; doch — davon sagte er nicht ein Wort, weil ihm das Ding bei dem allen wie eine Betriegerei aussah. Was er aber auch davon denken mochte — so oft in der Erzählung eine Taube kam, oder ausgeschickt wurde, rief er unwillkührlich: „gebe nur Gott, daß nicht etwa unterweges ein Jäger das liebe Thierchen schießt!"

Franz vollendete seine Erzählung; und nun hob der Oheim an: „alle Welt! was soll ich dazu sagen! Die ganze Begebenheit ist poetisch, lieber Franz. Und denk' ich an deine Mutter, so kommt das, was die sagen würde, mir vor, wie ein Rapport. Eine Mutter? ja, da steht das vierte Gebot. Eine solche Geliebte? da steht das allererste Gebot im Paradiese. Kindesliebe gegen Frauenliebe! Alle Teufel! Auch Lindner hat Recht; Ihr alle habt Recht. Wollte ich doch, daß ich deine Mutter wäre! Aber, Herzensjunge, sie hat schon den Verdruß, daß Bertha an Huber verheira-

thet ist, ich an Klaudien; und nun auch der älteste Sohn? — Kinderchen, ich wasche meine Hände in Unschuld, und rathe nicht ab, nicht zu. Alle Teufel! und wenn ich wieder bedenke, daß da steht: du wirst Vater und Mutter verlassen; so . . . Laß uns nur eilen, daß wir nach Bruchstedt kommen! Lindner mag selbst entscheiden!"

Lindner war in eben der Angst, wie sein Freund, der Obristlieutenant. Jakobine sagte nicht ein Wort: sie saß entkräftet da, und warf sanfte, bittende Blicke auf ihren Vater. Siegel machte sogleich Anstalten zur Abreise. „Du findest es doch gut," fragte er, „daß wir von hier weg gehen?"

Ich starb ja schon einmal, Vater! sagte sie bedeutend. —

Der Wagen stand vor der Thür, und Jakobine machte eine Bewegung zum Aufstehen. Muß ich? fragte sie, und taumelte zu ihrem Vater. Er faßte ihre Hände, die ganz kalt waren, und ging so mit ihr zwei Schritte. Sie hielt die Hand vor die Augen, weil sie immer stärker schwankte; und

in diesem Augenblick kam Georg mit des Obristlieutenants Billet.

Siegel schrieb seine Antwort, und sagte dann: „wir bleiben!" Nun ergoß sich Leben in den kalten, weißen Marmor. O, gelobt sey Gott! sagte Jakobine: Vater, ich glaube, du würdest mit einer Leiche gefahren seyn, wenn du abgereis't wärest.

Siegel wußte nicht, was zu thun war, und schwankte zwischen mancherlei Entschlüssen. Er warf sich in einen Stuhl, Jakobinen gegenüber, die ihn ansah, ohne ein Wort zu reden. „Sei ruhig!" sagte er endlich. „Morgen kommt der Obristlieutenant, und vielleicht auch Franz. Laß uns die Entscheidung erwarten, und dann muthig thun, was die Liebe oder die Pflicht gebietet."

Jetzt erwachte wieder die Hoffnung in Jakobinens Herzen. Sie ging auf ihr Zimmer, sprach viel mit dem Himmel, mit den Sternen, und schlummerte endlich vor Ermattung ein.

Schon am folgenden Morgen sah sie

den Weg nach Falkenstein hinaus. Doch erst den Nachmittag gegen vier Uhr entdeckte sie in der Ferne drei Reiter, unter denen sie den Obristlieutenant an seiner blinkenden Uniform erkannte. Durch ein Fernrohr sah sie neben ihm bald ganz deutlich den geliebten Franz; und nun eilte sie hinunter zu ihrem Vater, und rief mit keuchender Brust: sie kommen!

„Sie kommen! ... Ich bitte dich, Jakobine, geh nur auf eine Viertelstunde anderswohin!"

Wenn sie auch gewollt hätte, sie konnte nicht mehr; die zitternden Glieder versagten ihr jeden Dienst. Sie mußte sich setzen, und bald trat nun der Obristlieutenant mit Franz in das Zimmer.

„Na, Gott erbarme sich!" sagte jener; „hier wird es heiß hergehen!" — Er machte sich die Halsbinde locker, und knöpfte seinen Rock bald auf, bald zu. —

Siegel, sagte Franz mit festem Tone: haben Sie den Muth, ein Vorurtheil zu vertheidigen?

„Ich vertheidige es nicht, sondern weiche demselben nur aus, weil es mich zu zerschmettern drohet. Warum soll ich feigherzig sagen: gebt euren Wünschen nach; da ich stolz sagen kann: entsagt euren Wünschen! Braucht die Liebe nie ein Opfer für die Tugend zu werden, so war Scipio ein Thor. — Ehemals, Franz, dachtest du so nicht."

Soll die Liebe das Opfer des Hasses, der Thorheit werden: was ist sie dann? Das frage ich Sie, Vater. Und — was bin ich?

„Wir opfern sie der Tugend; laß den Haß das Opfer nehmen! Was kümmert mich der Haß! Ich will euer Glück, eure Ruhe. Kannst du Jakobinen mit Sicherheit Glück versprechen? Wenn du es nicht kannst; welch ein Mensch bist du, daß du du sie foderst!"

Ja, ich kann es!

„So nimm ihre Hand, und mein Segen soll euch nicht fehlen. — Trotziger, armer Mensch! — Sie würde deine Frau,

dem Hasse deiner Familie zum Trotz; und du stürbest? Oder — kannst du etwa nicht sterben? Wer sollte sie dann schützen gegen den Haß deiner Familie!" —

„Alle Welt!" rief Wenzel: „ich!"

Sind Sie nicht sterblich, wie Er, Herr Obristlieutenant? Und wer bliebe dann meiner Tochter?

„Der Himmel, denk' ich, lieber Siegel; der allmächtige Gott!"

Der, Herr Obristlieutenant, bleibt Niemanden, der ein Opfer nicht bringen wollte, das die Klugheit, die Verhältnisse der Welt von ihm foderten. Meine Tochter würde sich dann nicht nur hülflos fühlen, sondern auch schuldig; und es ist meine Pflicht, ihr Herz gegen das größte Unglück, das Bewußtseyn der Schuld, zu sichern. Franz, hältst du mich denn für einen so unnatürlichen Vater, daß ich nicht wünschen sollte, meine Tochter in deinen Armen glücklich zu sehen? Kenne ich nicht eure Herzen, und liebe ich euch nicht? Bin ich nicht auch dein Vater, wie der

ihrige? Woran liegt es denn also, daß ich Nein sage? Kann ich etwa nicht so gut überlegen, voraussehen, denken, wie du? Zeige mir Sicherheit; und sie ist dein!"

Sicherheit? Vater, ich gehe nach Amerika. Wer kann uns da verfolgen!

Das ist also das Glück, welches du ihr anbieten kannst? Eine gefährliche Seereise; ein Leben unter einem fremden Himmel, unter Menschen, deren Sitten und Sprache sie erst lernen müßte, um nur erst dort einheimisch zu werden: Sie, die, gleich ihren Tauben, jeden Augenblick in die Heimath zurück verlangen würde! Ungroßmüthiger Mensch! Und da wäre das Opfer, das ich verlange, nichts Besseres? O, Franz! hat die Leidenschaft dich so verblendet?

Falk schlug sich erst auf Siegels Seite. „Aber, alle Teufel!" sagte er dann ungestüm: „ich kann doch auch nicht alles recht finden, was Sie da sagen. ... Nun, es muß heraus. Wenn Er sterblich ist (was ich nicht leugnen kann): ist denn seine Mutter unsterblich? Kann denn die Zeit

nichts für das junge Paar thun? nicht der Himmel? nicht Menschen? ich, zum Exempel, lieber Lindner. Lassen Sie das junge Paar einander die Hände darauf geben, daß sie geduldig auf des Himmels oder der Menschen Entscheidung warten wollen. Denken Sie an Huber und Bertha. Wer hätte da wohl geglaubt, daß es möglich wäre! und doch machte es Selben durch eine Posse möglich. Gerade heraus, Lindner: daß Sie von Salen heimlich weggingen, und daß Jakobine todt seyn mußte, war nicht hübsch.

Ich ging nicht von Salen, man trieb mich daraus weg. — Er erzählte nun, warum er sich heimlich aus Salen hatte entfernen müssen.

„Wie! was!" rief Falk, und griff an den Säbel: „Höllenteufel! Nein, Franz! Nun gieb Jakobinen deine Hand! Das ist die kleinste Genugthuung, die du ihm geben kannst für einen solchen Satansstreich!"

Lindner stellte sich Franzen entgegen, und sagte: ich will nichts, als das Glück

meiner Jakobine. Wird unsre Hoffnung größer, weil wir aus Erfahrung wissen, wie weit die Frau von Falk zu gehen im Stande ist? —

Siegel willigte am Ende ein, daß die jungen Leute einander, in seiner und des Obristlieutenants Gegenwart, ewige Treue versprachen, übrigens aber die Hülfe der Zeit, der Vorsehung, erwarteten. Es wurde verabredet, daß Siegel unter dem Namen Lindner, in Bruchstedt, Franz aber in Falkenstein bleiben und das Recht haben sollte, jede Woche einmal nach Bruchstedt zu kommen. Die ganze Sache sollte übrigens ein tiefes Geheimniß seyn.

Jakobine warf sich nun in die Arme ihres Franz. Wenzel sah das Schauspiel der glücklichen Liebe mit Thränen der Freude in den Augen. Lindner blickte finster vor sich nieder, und sagte: ich fürchte einen neuen Schlag des Schicksals. Falk zog seinen Säbel, und sagte: „den will ich sehen, der es wagen soll, sie hier anzugreifen!"

Am folgenden Abend ritten Falk, Franz und Georg wieder zurück. Franz sagte unterweges: lieber Oheim, so wie das angeht, ginge noch mehr.

Falk lächelte. „Was denn mehr?"

Eine heimliche Hochzeit, lieber Oheim.

„Höre, Neffe, sagte mir das ein Anderer, so ... Bei meiner Seele! ... Liebst du dein Mädchen nicht mehr? Heimliche Hochzeit! Etwa auch heimliche Kindtaufen? Neffe, komm mir nicht auf solche Sprünge! sonst muß ich mit Lindnern glauben, du siehst bei dem Handel nur auf dich selbst."

Franz schwieg; konnte aber mit allem Nachdenken doch nicht begreifen, warum eine heimliche Ehe etwas Schlimmeres seyn sollte, als eine heimliche Verlobung. Indeß, er fühlte sich glücklich, da er alle acht Tage die geliebte Jakobine wiedersah.

Falk macht einen Ritt.

Der Herr muß etwas vorhaben — sagte Georg —; denn er wickelt jetzt wieder seinen Schnauzbart um den Finger, und stampft auf den Boden: daran weiß ich denn immer, daß er ungeduldig ist. —

Das währte drei Tage; dann sah Wenzel wieder hell und freundlich, mit großen offnen Augen, um sich.

Ich denke, sagte Georg, nach vier und zwanzig Stunden wird es etwas geben!

Falk ließ, nachdem er vier und zwanzig Stunden anhaltend heiter gewesen war, ein Pferd satteln, und ritt nach Steinau.

„Siehst du, Georg," sagte er, „der Mensch muß erst recht klar wissen, was er thun will; alles überlegen in der Unruhe, in Zweifeln, wie unsere alten Vorfahren im Rausche, dann aber auch bei nüchterner Heiterkeit."

Frau von Falk empfing ihren Schwager mit einem Gesichte, das gar keinen Charakter hatte. „Es sah aus," sagte Falk hinterher, „wie ungewisses Wetter." Sie haßte ihn; doch sie wagte es nicht, ihn anzugreifen: denn die Erbschaft, die Erbschaft! Ihr Bruder, der General, hatte den Obristlieutenant vor einiger Zeit kennen gelernt, und von ihm gesagt: dieser Herr von Falk, Schwester, ist ein wunderseltsamer Mann, so eine Erscheinung aus einer andern Welt, oder aus den Träumen der Jünglingsjahre. Sieht und hört man ihn, so kommt es einem vor, als könnte der Mensch alles, was er will. Auf meine Ehre, Schwester, ich fange an zu glauben, was deine beiden ältesten Kinder sagen,

daß es, troß seiner Heirath, mit der Erbschaft doch seine Richtigkeit haben wird.

Aber, erwiederte sie, wenn er mir die Schwangerschaft seiner Frau ankündigt, so breche ich los; denn ich muß ihm einmal die Wahrheit sagen! — Falk hatte ihr für jetzt von seiner Frau nichts anzukündigen, und so ging das ungewisse Wetter ihres Gesichtes nach und nach in Sonnenschein über.

Wenzel sprach mit seinem Bruder über gewisse Familien-Papiere, und äußerte den Wunsch, sie zu sehen. Der Bruder sagte, seine Frau hätte sie unter ihrem Beschluß. Wenzel lächelte. „Also wohl alles? auch Rechnungen, Quittungen und andre Papiere über die Einkünfte der Güter?"

Alles, Bruder. Ich habe mich davon losgesagt.

„Oder lossagen müssen, vermuthe ich. Doch das geht mich nichts an. . . . So hast du wohl den Schlüssel nicht zu dem Schranke da?" Sein Bruder wies auf einen andern, und sagte: nein, in dem da

ist alles! — Das Gespräch wurde abgebrochen und bald vergessen.

Am folgenden Morgen war der Obristlieutenant mit seiner Schwägerin allein. „Ich habe etwas mit Ihnen zu reden, Frau Schwester, das Niemand außer uns Beiden zu hören braucht." Er ging in das Vorzimmer, riegelte die Thür ab, kam wieder, schloß hier zu, und steckte den Schlüssel in die Tasche. „Hören Sie," hob er nun ganz ruhig an; „ich habe da einen Brief bekommen von einem gewissen Herrn Siegel." (Die Schwägerin erröthete.) „Der Mann schreibt mir: Sie hätten ihm einmal vor einigen Jahren Papiere aus den Händen gespielt, die er gern wieder haben möchte. Er bittet mich, sie ihm zu verschaffen."

Die Frau Schwägerin sah ihn starr an, um in seinen Augen zu lesen, wie viel oder wie wenig er von der Sache wüßte; doch sein Gesicht war so kalt und ernst, wie aus Stein gehauen.

Schreiben Sie Herrn Siegel, daß er

sich der Papiere wegen an mich selbst wenden soll.

„Das würde er gethan haben, wenn er gewollt hätte. Er will nicht, und hat seine Ursachen dazu. Verhält die Sache sich so, wie er mir schreibt, und wie ich fast glauben muß, so ... so ... Geben Sie die Papiere nur mir!"

Wo wohnt denn Herr Siegel?

„Das weiß ich nicht. Er hat sich durch die Generalin Steinfurth an mich gewendet, und diese würdige Frau bürgt für ihn."

Welche Papiere mag er denn meinen? fragte sie listig.

„Die Rechnungen und Quittungen von Salen, die Sie ihm aus den Händen gespielt haben."

Rechnungen und Quittungen? aus den Händen gespielt? Ist der Mann toll? Er ging von Salen weg, ohne daß ein Mensch wußte, warum. Das kann Ihnen Franz sagen; auch wird der wohl noch einen Brief haben, den Siegels Tochter ihm auf dem Todbette geschrieben hat.

„Auf dem Todbette? an Franz? Was war denn das mit Franz und der Tochter?"

Die Dame lenkte wieder ein. Nichts von Bedeutung. Auch weiß ich nicht einmal, ob es wahr ist. Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie Franzen nichts davon sagen. Siegel ging davon, vermuthlich, weil seine Rechnungen nicht richtig waren.

„Nicht richtig? Er schreibt, sie wären vollkommen richtig; nur hätten Sie ihn zu einem Betrieger machen wollen."

Ich? Herr Bruder, dieser Ton ...

„Ich ändre ihn, wenn Sie den Schrank aufmachen, und mir die Bücher über Salen zeigen."

Nimmermehr! Was ich mit Siegeln abzumachen habe, das geht nur mich und ihn an. Er mag kommen!

„Kommen?" (Seine Augen fingen an zu blitzen.) „Kommen, und sich arretiren lassen, als einen Betrieger? Frau Oberkammerherrin, ich gehe nicht von der Stelle, bis ich die Papiere in Händen habe. Das Mädchen ist todt, der Vater flüchtig. Alle

Teufel! Alle Höllenteufel! Frau, ich muß mich Ihrer ja schämen! Sie, das merk' ich, schämten sich ... Wäre ich ein Bettler, ich würde mich besinnen, ob ich Ihrem Sohne meine Tochter gäbe. Die Papiere will ich haben, oder — (hier zog er den Säbel halb aus der Scheide) ich haue den Schrank in tausend Stücke!"

Das will ich doch sehen! — Sie sprang an die Thür, fand sie aber verschlossen. Nun fing sie an vor Wuth zu weinen. Was wollen Sie mit den Papieren?

„Ist das eine Frage? Ich will sie dem ehrlichen Manne wiedergeben, damit er einmal wieder ruhig schlafen kann."

Nun fing die Frau von Falk eine lange Erzählung an, von der Liebe ihres Sohnes; wie Vater und Tochter ihn an sich gelockt hätten —

Falk unterbrach sie ungeduldig: „Frau Schwägerin, von Ihnen könnte der Teufel selbst noch lügen lernen! ... Die Papiere, sag' ich; die Papiere!"

Sie mußte sich darein ergeben; denn er

zog den Säbel, als sie sagte, sie hätte den Schlüssel nicht bei sich. „So ein Säbel ist ein guter Schlüssel. Sie sollen sehen!“ Nun schloß sie, bei heftigem Schluchzen, den Schrank auf, und nach langem Suchen gab sie endlich die Papiere heraus.

Wenzel hielt ihr jetzt eine nachdrückliche Predigt, von der sie aber vor Wuth nicht ein Wort hörte. Er schloß endlich mit einem „Amen,“ und steckte den Schlüssel wieder in die Thür des Zimmers. Sie stürzte hinaus, und rief ihren Mann. Dein Bruder hat mich überfallen, mich gemißhandelt, meine Schränke erbrochen, meine Papiere genommen! Ich arme schwache Frau muß zu dem allen schweigen, weil ich einen Mann habe, der nicht einmal Muth genug hat, sein Hausrecht zu gebrauchen.

Bruder Wenzel! sagte der Oberkammerherr, mit dem Fuße stampfend; doch er wurde auf einmal wieder kleinlaut, da er die flammenden Augen seines Bruders sah.

„Da steckt der Schlüssel im Schranke," sagte Wenzel. „Gestohlen sind diese Papiere, das ist wahr; aber nicht von mir!... Bruder Alis, bei meiner armen Seele! ich wollte, du wärest Mann, und Herr im Hause. Alle Teufel! Das geht hier ja schlimmer zu, als in Sodom und Gomorrha."

Ach, wäre nur mein Bruder hier! heulte die Frau Oberkammerherrin.

„Den Orden risse ich ihm von der Brust, wenn er mir Unrecht gäbe! Ich kenne Herrn Siegel nicht; aber was ich von ihm gehört habe ... Frau, wenn der Mann klagte, so ... Aber das soll er nicht; die Generalin hat es mir versprochen."

Wenzel ließ den Sturm hinter sich austoben, ritt mit seinen Papieren ruhig nach Hause, und schickte sie dann durch Georgen sogleich nach Bruchstedt zu Siegeln. Dieser faßte, als er seine Papiere wieder in Händen hatte, aufs neue Hoffnung; doch — seinem Entschlusse blieb er treu, und verwies die Liebenden auf die

Zeit, auf den Zufall. Beide waren glücklich; sie wünschten aber, noch glücklicher zu werden. Franz drang mit Bitten in seinen Oheim; dieser dachte indeß gerade eben so, wie Siegel, und meinte, es müsse alles der Zeit überlassen werden.

„Oder," setzte er hinzu, „weißt du ein Mittel, Jakobinen gegen die Verfolgungen deiner Mutter zu sichern? So ein Fehmgericht! — Ich liebe die Mummereien nicht; aber ich wäre dabei, wenn du dadurch weiter kommen könntest."

Die Heirath nach dem Tode.

Selben hatte an seinem Freunde Franz, gleich bei seiner ersten Bekanntschaft mit ihm, einen Zug von Schwermuth bemerkt, und ihn wohl hundertmal gefragt, was ihm fehle. Baron, sagte der frohsinnige Mann mit wirklicher Theilnahme; du dauerst mich! In der That, ich bin noch keinem Menschen so herzlich gut gewesen, wie dir. Die übrigen Gesellen, die mich ihren Freund nennen, lasse ich nur zu meinem Vergnügen tanzen; dich aber liebe ich. Auch deinen Oheim hätte ich gern tanzen lassen; doch der schreitet ja seinen Weg so ernst,

wie der Geist im Hamlet, ganz geharnischt, aus Luft gemacht, und nicht, wie wir Narren der Natur, von Fleisch und Blut. Mit ihm mag ich nichts zu thun haben; aber noch einmal, Falk: dich liebe ich von Herzen.

„Mein Oheim ist ein edler Mann.“

Mag er das seyn! Ich wollte, du wärst ein glücklicher. Sag, was dir fehlt! — Ueberdenke ich, was du alles hast und mit Sicherheit noch erwarten kannst, so begreife ich nicht, warum du oft so traurig bist. In deinen Jahren hätte ich es mit der ganzen Welt aufgenommen; hätte, was ich gebraucht, aus Fortunens Schooße gestohlen, ja, ihr die Kugel unter dem Fuße weggeholt! ... Sag: was fehlt dir!

„Was mir fehlt, hat Fortuna nicht mehr zu verschenken.“

Pah! Nenne es; und ich schaff' es dir!

Auf einmal sagte Franz mit Heftigkeit, und erblassend: „So hole mir ein Leben aus dem Grabe zurück, du Ohnmächtiger!“

Ich könnte dir viel antworten, guter

Falk; doch wer um etwas, das im Grabe ist, so lange trauert, wie du, der bedarf keinen Trost. . . . Falk, lerne mich ganz kennen! Ich kann mit dir weinen. — Selben erzählte nun seine Geschichte, und es zeigte sich, daß er schon seit zehn Jahren einen gleichen Verlust betrauerte, und nie ohne Thränen davon sprechen konnte. Franz gewann mehr Vertrauen zu Selben, und erzählte ihm etwas von seiner Geschichte, doch ohne Jakobinen und ihren Vater zu nennen.

Beide kamen nun öfter zusammen, und Selben behandelte seinen Freund mit zarter Theilnahme. Ein Paar Tage nachher, als Franz Jakobinen wieder gefunden hatte, besuchte er Selben abermals, und war unruhiger, als je, obgleich nicht so traurig: nachsinnend, dann lebhaft, auffahrend, zuweilen auf einige Minuten von einer augenscheinlichen Freude ergriffen, doch bald wieder in finstere Träume versunken.

Selben reichte ihm ein Paarmal die Hand, mit einem freundlichen tröstenden

Blicke. Glaube mir, Falk, das Leben hat, Trotz dem Allen, doch Freuden.

Franz rief, auf einmal schnell ergriffen: „es hat Glück, Selben! Die ich betrauerte, lebt!"

Lebt? lebt wirklich?

„Wirklich! Und doch trennt mich eine weite Kluft von ihr: die Unmöglichkeit!"

Lebt sie, Falk, so muß sie dein werden! Denn was auf der Erde ist, kann der Mensch erlangen, wenn es ihm nicht an Muth fehlt. Oder — ist sie etwa verheirathet?

„Nein."

Oder liebt sie einen Andern?

„O, sie liebt mich, mich allein! So wird kein Mann geliebt!"

Nun, Falk, so bist du ein Narr, ein wahrer Narr, ein fader Narr, für den das Glück nicht einmal einen Finger rühren muß. Sie lebt, ist noch Mädchen, und liebt dich? Wahrhaftig, Dorstedt hat mehr Gehirn im Kopf, und mehr Muth im Herzen, als du!

„Du weißt nur nicht, Selben …"

Ich weiß alles. Laß die ganze Welt zusammen treten und einen Zauberkreis um deine Geliebte schließen: — ich stehle sie dir mitten aus dem Kreise heraus! Laß ihren Vater den Tyrannen spielen: ich bringe ihn so weit, daß er dich mit einer Wachtelpfeife zu dem Töchterchen locken soll! O, hätte das Schicksal es mir so leicht gemacht!

„Du weißt ja nichts. Ihr Vater sähe es recht gern …"

Nun, so … Am Ende willst du allein nur nicht.

Jetzt erzählte Franz seine Geschichte. Für die Taubenerfindung nahm ihn Selben beim Kopf, und küßte ihn. Uebrigens, sagte er am Ende, ist die ganze Geschichte ein einfältiger Roman, worin nichts als Liebe vorkommt, gar kein Muth und Witz. Und nun vollends jetzt! Du brauchst ja nur mit einer Chaise vorzufahren, das Mädchen in den Wagen zu setzen, dich hier bei mir kopuliren zu lassen, und dann ruhig

abzuwarten, wie dein Oheim die Sache mit deiner Mutter aussicht.

„Ich habe mein Wort gegeben."

Brich es, und sag dann: die Leidenschaft hat mich verführt. Sie schweigen Alle; denn sie wissen ja auch, was Leidenschaft ist, selbst den Geist aus dem Hamlet mit Fleisch und Bein nicht ausgenommen.

„Ich habe meinem Oheim mein Wort gegeben."

Er ist ein Mensch, und wird dir verzeihen.

Aber aufhören mich zu achten! . . . Selben, wäre mein Oheim nicht im Spiel: ich könnte, was du sagst; doch ihm will und muß ich mein Wort halten, du magst reden, was du willst."

Ich bin nicht böse, Falk; aber — ich möchte doch wissen, womit dieser Mann euch Alle so fesselt, daß er mit euch spielt, wie ein Knabe mit seinem Balle! In der That, ich fange an den Mann zu beneiden.

„Du würdest dich schämen, Selben, wenn du ihn kenntest!"

Selben ging auf und nieder, bald die Stirn reibend, bald lächelnd. Auf einmal rief er: also wenn du ein Mittel fändest, sie gegen die Verfolgungen deiner Mutter zu sichern, dann würdest du . . .? Ein sicheres Mittel nehmlich.

„So würde ich mich nicht länger bedenken."

Und deine Mutter hält das Mädchen für todt?

„Ja."

Ich will dir deine Geliebte geben, wenn du Muth hast, Falk. —

Franz sprang auf, und setzte sich wieder. —

Ich merke, du willst nicht. Es ist weiter keine Gefahr dabei, als etwa den Hals zu brechen, oder auf irgend eine Weise in's Grab zu gehen. Die Todesart sollst du dir selbst wählen.

„Du bist ein Narr, Selben."

Die Freude, dem Vater deiner Gelieb-

ten ein Kapitälchen zu bezahlen, das du ihm schuldig bist, hast du obendrein! . . . Aber eine gute Todesart wollte ich dir vorschlagen: den Hals brechen auf der Jagd; oder Dorstedt müßte dich Knall und Fall todtschießen.

„Was plauderst du, Selben!"

Hätte ich dich nur erst todt, lieber Falk! Sieh, dann fahren wir dich nach Steinau in das Erbbegräbniß, lassen dir ein Monument errichten, und eine Leichenpredigt halten, die du mit anhören kannst, wenn du willst. Dann ist Jakobine todt, und auch du bist es. Und nun sag mir doch: wird sich deine Mutter weiter darum bekümmern, ob die Kinder, die du dann noch in die Welt setzest, Falke mit zwei und dreißig Ahnen sind, oder nicht?

Franz sprang wieder auf. „Was meinst du? Selben, was meinst du?"

Ich meine: so gut wie Herr Siegel einmal, um dich vom Nachsuchen abzuhalten, seine Tochter für todt ausgegeben hat, könntest auch du dich für todt ausgeben,

um deine Mutter vom Nachsuchen abzuhalten.

„Du siehst das für leicht an!"

Weil nichts leichter und einfacher ist. Wir reiten in die Stadt, gehen zu einem Wachsbossirer, und lassen dein Gesicht in der Todtenfarbe, mit verschlossenen Augen, machen. Dann brichst du bei mir den Hals, und wirst in's Haus gebracht. In der Nacht stirbst du. Ich habe vor zehn Jahren einen Sarg für mich machen lassen: den lasse ich für dich bringen, da ich ihn für's erste nicht brauche. Wir ziehen eine Puppe an, in die wir so viel Blei oder Eisen stekken, als du schwer bist, und legen sie in den Sarg. Ich rufe bald diesen, bald jenen Bedienten in das Vorzimmer, damit einer von dem andern glaubt, er habe mir geholfen, dich in den Sarg zu legen. Der Sarg steht auf einer breiten Estrade, ringsum ganz dicht mit großen Candelabern umgeben, so daß Niemand nahe hinan kann. Du glaubst nicht, wie ähnlich eine solche Maske dem Gesicht einer Leiche sieht; und

eben

eben so die Hände, die wir nicht vergessen müssen.

„Du hoffst, mein Oheim würde einwilligen . . .?"

Das braucht er gar nicht. Er muß so gut glauben, du seyst todt, wie jeder Andre. Niemand soll um die Sache wissen, als wir Beide.

„Und was dann?"

Alberne Frage! Als ob du dann nicht ein wahrer Freiherr geworden wärest, und jeden Namen annehmen, jedes Mädchen heirathen könntest! Begreifst du das nicht?

Nach und nach erhitzte diese Vorstellung Franzens Phantasie. Er setzte sich mit gekreuzten Armen, und sann.

Das alles kostet nichts, Falk, fuhr Selben fort. Nach vier Wochen, oder vier Monathen, oder vier Jahren, trittst du vor deinen Oheim hin, und sagst: ich lebe noch, und will heirathen. Jetzt habe ich die Bedingung erfüllt, die ihr mir vorgeschrieben hattet.

„Und der Todesschrecken meiner Jakobine? Nein, nein!"

Freilich, der wäre ein wenig hart. Aber mich dünkt, das liesse sich machen. Deine Geliebte würde die dritte Person in unserm Geheimnisse; oder man verschwiege ihr deinen Tod aus Mitleiden, weil du es sterbend von mir verlangt hättest. Du mußt sie besser kennen, als ich.

Franz blieb bei seinem Nein, und ritt davon; aber — er trug sich mit der Idee umher, und kam bald wieder zu Selben.

Ich bedaure dich, Falk; denn — was darfst du hoffen? hob Selben heute an. Deine Mutter kann leben, bis Jakobine ein altes Mütterchen ist, so gut wie sie selbst. Des Mädchens Vater ist unerbittlich, sagst du; und dein Oheim auch. Ich, an deiner Stelle, nähme Selbens guten Rath an, und stürbe. Und kommst du dann wieder, lieber Falk: was können Sie thun? Sie müssen dir das Mädchen geben, für das du gestorben bist.

„Ihr Schmerz um mich!"

Ihre Freude, wenn du wieder erscheinst!

„Mein Tod bräche ihr das Herz.“

Aber, zum Teufel! welch ein seltsames Mädchen muß sie seyn, wenn du nicht den Muth hast, zu sagen: für dich, Jakobine, will ich scheinbar sterben, und zwar den dreizehnten, den achtzehnten des und des Monats. Wenn sie also sagen, ich sei todt, so erschrick nicht! Ich lebe. Weine, stelle dich betrübt; aber glaub ganz fest, daß ich lebe, für dich lebe. Meine Mutter hält uns dann Beide für todt; wir aber werden in Kurzem ein glückliches Paar.

Die Vorstellung drang immer tiefer in Franzens Herz. Er ließ sich alles noch einmal wiederholen, besah den Sarg, ritt mit Selben in die Residenz, saß dort einem geschickten Künstler, und erschrak selbst, als dieser mit seiner Arbeit fertig war. — Selben machte nun eine Puppe, und legte sie in den Sarg. Franz sah ein, daß mit dieser Puppe alle Menschen, die ihn kenn-

ten, am hellen lichten Tage betrogen werden könnten. Und dennoch fürchtete er sich vor der Ausführung. „Sie werden mich einen Betrieger nennen."

Antworte du: wurde ich nicht mit Jakobinens Tode betrogen? — Falk, ich glaube, du hängst mehr an deinem Stande, als ich dachte.

„Ja, Selben, erwiederte er: ich scheue mich, so auf einmal alle Bande meines Lebens zu zerreißen, und dann allein, ohne Freunde, ohne Verwandten, dazustehen."

Potz, über den Thoren! als ob das ewig dauern könnte! als ob . . . Doch davon rede ich noch nicht. Frag doch deinen Oheim und Herrn Siegel, ob es ein andres Mittel giebt! Wissen sie keins, und du willst dennoch nicht, so schlag dir die Grillen aus dem Kopfe und dem Herzen.

Franz sprach mit seinem Oheim und mit Siegel über die Möglichkeit, Jakobinen zu besitzen. Ueberlege doch nur, Franz! sagte Siegel: so lange du und deine Mut-

ter lebt, darf Jakobine nicht wieder in der Welt erscheinen.

„Also — wenn ich todt wäre?"

Was hätte sie dann zu fürchten? Eine seltsame Frage! —

Der Oheim sagte: „ersinne ein Mittel, Franz, daß deine Mutter nicht einmal von dir verlangt, du sollst heirathen; dann wird alles gehen."

Also, wenn meine Mutter selbst den Willen, mich zu verheirathen, aufgäbe?

„Ja! Dann kannst du ja alles thun, was du willst: das versteht sich." — Franz ließ sich die Hand hierauf geben.

Siegel that von weitem den Vorschlag, Jakobinen zu seiner Schwester zu bringen, weil er besorgte, daß die Oberkammerherrin jetzt auszuforschen suchen möchte, in welchem Verhältniß er mit ihrem Schwager stände. Man fürchtete für Franz und Jakobinen, und so wurde diese wirklich weggebracht.

Franz sprach sie noch den Abend vorher. O, sagte sie, wärest du der Sohn ei-

nes Hirten, und ich die Tochter eines Bauern: wie glücklich wären wir dann! Kennte uns doch Niemand, weder Vater noch Mutter! Dann gehörten wir ur uns selbst!

So wie sie das gesagt hatte, war Franz auf einmal entschlossen, zu sterben. Er nahm Jakobinens Hand. „Es steht in meiner Gewalt, mich von allen Menschen los zu machen, und nur dir allein anzugehören. Nichts ist leichter, wenn du Muth hast."

Wozu?

Nicht zu erschrecken. Du starbst einmal, liebes Mädchen, um uns zu trennen; auch ich will so sterben, um uns auf ewig zu vereinigen. Erschrick nicht, wenn du hörst, ich sei todt und begraben. Glaube du ganz fest, daß ich lebe, für dich lebe. Geh ruhig zu deiner Tante, und warte da auf mich. Bald werde ich zu dir kommen. Frag mich nicht, was ich vorhabe. Es ist besser, wenn du von nichts weißt.

Jakobine reis'te ab, ohne weiter gefragt zu haben; und nun wurde alles leicht.

Nach acht Tagen ritt Selben mit mehreren von seinen Nachbarn auf die Jagd. Franz sprengte voraus, einem Hirsche nach, den er gesehen haben wollte; aber nicht lange, so fand man ihn auf dem Boden liegen, todtenbleich, und das Gesicht voll Blut.

Man trug ihn sehr erschrocken und mit großer Mühe nach Selbens Hause. Hier erzählte er mit schwacher Stimme: er sei gestürzt, und mit dem Nacken auf einen Baumsturz geschlagen. Er wurde zu Bett gebracht, und Selben ging ab und zu. Nach einer Stunde brachte er seinen Jagdgefährten die Nachricht, Falk sei an einem starken Blutsturz gestorben.

Die Herren hatten jetzt die Lust am Jagen verloren, und verlangten alle nach ihren Pferden. Selben bat sie, den unglücklichen Todesfall noch zu verschweigen, bis er erst dem Oheim Nachricht gegeben

hätte, der dann seiner Schwägerin den Tod ihres Sohnes ankündigen sollte.

Sogleich ließ er nun einen Saal schwarz behängen, und seinen Sarg in das Zimmer bringen, worin die angebliche Leiche lag. Franz selbst half ihm die Puppe in den Sarg legen, schlüpfte dann in ein Cabinet, und stahl sich während der Nacht zum Hause hinaus, in fremder Kleidung, mit einem Pflaster über dem einen Auge, und das Gesicht durch braune Farbe unkenntlich gemacht.

Am folgenden Morgen ließ Selben den Sarg in den schwarzen Saal hinunter tragen und auf eine breite, rings mit Candelabern umgebene, Estrade setzen. Dann schrieb er dem Obristlieutenant den traurigen Unfall seines Neffen.

Die Nachricht hatte sich schon von Dorf zu Dorf verbreitet. Georg wußte sie von einem Jäger, der mit bei der unglücklichen Jagd gewesen war, und kam mit einem sehr betrübten Gesicht zu dem Obristlieute-

nant, der Selbens Brief in der zitternden Hand hielt.

Beide setzten sich sogleich zu Pferde. Schon unterweges hörten sie von Selbens Nachbarn ganz einstimmig erzählen: man hätte den Kammerjunker von Falk sterbend gefunden, mit eingebrochener Brust, und in Blute schwimmend. Eine Viertelstunde nachher, in Selbens Hause, sei er verschieden.

Selben ging dem Obristlieutenant, der im tiefsten Schmerze bei ihm ankam, entgegen, und sagte: ich liebte ihn, wie Sie, und habe in ihm den Freund meines besseren Seyns verloren! . . . Was Sie von mir kennen, ist nur die Außenseite; Er allein kannte mein Herz.

Franz hatte das oft von Selben gesagt; doch erst jetzt, im tiefsten Schmerze, glaubte es Wenzel. Er drückte dem Freunde seines Neffen die Hand, und verlangte, die Leiche zu sehen.

Ich wünschte, Herr Obristlieutenant, Sie beständen nicht darauf. Der Fall hat

den Körper so zerschmettert, daß nur die Kunst ihn einiger Maßen wieder in Ordnung gebracht hat, damit der Anblick für die Mutter, wenn sie etwa ihren Sohn noch einmal zu sehen wünscht, etwas weniger schrecklich seyn soll. —

Falk trat mit ihm in das schwarz bekleidete Zimmer. Ich muß Sie bitten, Herr Obristlieutenant, sehr leise zu gehen. Jede Erschütterung, auch die kleinste, könnte meine mühsamen Anstalten zerstören. — Falk sah die vermeinte Leiche, das Gesicht noch vollkommen ähnlich, nur an dem bleichen Munde Blut. Der Anblick war so fürchterlich, daß der Oheim bat, Selben möchte den Sarg nur sogleich zumachen lassen, und so fest, daß keine Gewalt ihn wieder öffnen könnte.

Das war Selbens Absicht nicht. Auch die Eltern sollten den Leichnam ihres Sohnes noch sehen. Sie kamen, und erkannten ihn. „Nun aber lassen Sie den Sarg zumachen, Herr von Selben!" sagte Falk. „Ich fürchte, das Bild des geliebten Jüng-

lings wird nie wieder vor meinen Augen verschwinden.“

Der Sarg wurde verschlossen, und Selben bat es sich aus, daß die Leiche seines Freundes in seinem Erbbegräbnisse beigesetzt werden möchte, damit er selbst einst an dessen Seite ruhen könnte. Er bat so zärtlich, so dringend darum, daß Falk, in seinem weichen Schmerze, einwilligte und auch die Eltern dazu beredete. Der Sarg wurde nun feierlich in das Gewölbe gebracht, und Falk ritt dann sogleich nach Bruchstedt. Hier faßte er Siegels Hand, und sagte mit sanftem Weinen: Jakobine!

Siegel gab seiner Schwester den Auftrag, Jakobinen den Tod ihres Geliebten anzukündigen. Doch Franz war jetzt schon bei ihr. Er näherte sich ihr, als sie einmal allein ausging, noch durch Kleidung und braune Schminke unkenntlich, nannte ihren Namen, und gab ihr einen Wink. Sie folgte ihm nach vor das Thor; und hier sagte er zu ihr: „es ist alles vollendet. Jetzt gehöre ich nur dir an. Ich

bin todt und begraben, wie man dir ohne Zweifel bald schreiben wird. Von jetzt an heiße ich Schrader. Ich sehe dich bald wieder, Jakobine!" Sie lächelte ihm zu, bat ihn, ihr das Räthsel bald zu erklären, und verließ ihn wieder, ohne von Jemand bemerkt zu seyn.

Nach einigen Tagen bekam sie die Nachricht von seinem Tode, und wurde herzlich betrübt über die Traurigkeit ihres Vaters und über des Oheims bittren Schmerz. Sie antwortete ihrem Vater nur einige Zeilen, worin mehr als Einmal der Gedanke vorkam, daß auch sie für den geliebten Franz gestorben wäre. Uebrigens ergab sie sich in die Fügung des Himmels, und versprach, geduldig zu leiden.

Siegel konnte diesen sonderbaren Brief nicht begreifen, und die Versicherung seiner Schwester, daß Jakobine ihren Verlust mit großer Fassung trüge, machte ihn noch unruhiger. Wenzel begriff und verstand die Briefe eben so wenig. Siegel reis'te selbst den langen Weg zu seiner Tochter, und

fand sie, zu seinem Erstaunen, noch viel gefaßter, als er es erwartet hatte. Es schien, als hätte sie alle ihre Liebe auf ihren Vater gewendet, oder, als hätte sie ihm ein großes Vergehen abzubitten: so äußerst zärtlich war sie gegen ihn. Und dabei sprach sie, zu ihres Vaters noch größerer Befremdung, öfters von dem Briefe, worin sie Franzen ihren nahen Tod hatte ankündigen müssen.

Siegel war Willens, sie wieder mit nach Bruchstedt zu nehmen, da jetzt die Frau von Falk immerhin erfahren konnte, daß sie noch lebte; Jakobine bat aber ihren Vater sehr dringend, sie bei ihrer Tante zu lassen, weil der Aufenthalt in Bruchstedt sie zu schmerzlich an ihren Verlust erinnern würde.

Als seine Schwester ihm sagte, daß alles vielleicht dazu dienen könne, Jakobinen glücklich zu machen, schüttelte er den Kopf; sie behauptete aber nun ganz dreist, daß Jakobine, so schmerzlich dieser Todesfall für ihr Herz auch seyn möchte, sich doch wohl

gänzlich beruhigen würde, wenn sich ein junger Mann um sie bewürbe.

„Das gebe der Himmel!" sagte er; „ich zweifle aber daran, wenigstens für die ersten Jahre." Er gab indeß seiner Schwester freie Hand, wenn anders Jakobine nicht entschiedenen Widerwillen gegen eine Heirath zeigte, und reis'te nun etwas ruhiger wieder ab.

Franz hatte von seinen Eltern jährlich ein sehr ansehnliches Taschengeld bekommen und wenig davon ausgegeben, von seinem Oheim aber noch vor Kurzem eine beträchtliche Summe geborgt, um nach seinem Tode nicht in Verlegenheit zu gerathen, auch von Selben gegen Wechsel ein Paar tausend Thaler genommen, die der Oheim, sobald sich Selben mit seiner Forderung meldete, ohne Widerrede bezahlte, ob er gleich so wenig wie die Eltern begreifen konnte, wo das viele Geld geblieben war.

Selben schickte Franzen jetzt noch außerdem eine Anweisung auf eine beträchtliche Summe. Franz wollte sie nicht annehmen, und sagte: „Womit soll ich sie

dir wiederbezahlen?" Selben antwortete: Seltsamer Mensch! du wirst doch nicht immer todt bleiben wollen? — Er selbst kam zu Franz; und dieser sagte nach einigem Hin- und Herreden: „Nun ja! vor meinem Oheim und Siegeln will ich mich wohl wieder sehen lassen, aber nicht vor meinen Eltern."

Das wird sich finden, erwiederte Selben. Jetzt brauchst du Geld, um dich hier anzukaufen und deine Jakobine zu heirathen. Also nimm! Für alles Andre laß mich sorgen. Ich weiß auch gar nicht, wie ein Todter sich unterstehen kann, mitreden zu wollen! —

Franz kaufte sich nahe bei der Stadt, worin Jakobine lebte, ein kleines Gut, ging zu Jakobinens Tante, und miethete von ihr ein Paar leer stehende Zimmer, weil das Gut erst nach sechs Monaten übergeben werden sollte, und weil er doch während der Zeit in der Nähe zu seyn wünschte.

Der Tante gefiel der hübsche junge Mann, der ein so schönes Gut gekauft hatte. Er zog bei ihr ein, und bat sie nun

ihn an ihren Tisch zu nehmen. Sie versprach das gern, und Jakobine machte zu dem allen ein so freundliches Gesicht, daß ihre Tante schon voll Erwartung der Dinge war, die da kommen könnten.

Bei der ersten Gelegenheit fragte sie den lieben Herrn Schrader aus: ob er noch Eltern hätte? — Nein. — Ob Geschwister? — Eben so wenig. — Woher er gebürtig wäre? — Eigentlich aus dem Reiche; er hätte aber mehr in dieser Gegend gelebt, als in seinem Vaterlande.

Nicht lange, so fand sich, daß Herr Schrader musikalisch war. Die Tante legte eine vierhändige Sonate auf, und sagte: sie höre nichts in der Welt lieber, als solche Sachen; und — sonderbar genug! — auch ihre Nichte und Herr Schrader hatten denselben Geschmack.

Während der Sonate machte die Tante hinter dem Rücken der Spielenden einige Bemerkungen, lächelte mit Kopfnicken, und bat dann Herrn Schrader, auch ein Duett

mit

mit Jakobinen zu singen, wozu er sich denn auch bereitwillig zeigte.

Als Herr Schrader weggegangen war, hielt die Tante ihm eine Lobrede, welche die Nichte mit niedergeschlagenen Augen anhörte, und welche freilich hauptsächlich nur darauf hinauslief, daß er ein so schönes Gut gekauft und sogleich baar bezahlt hätte. Uebrigens würde er einmal ein guter Ehemann werden: das liesse sich aus seinem schönen Singen, besonders aber aus seiner Artigkeit, vorhersagen. Hast du, fragte sie endlich, in deinem Leben einen hübschern und artigern Mann gesehen? Und wie er dich ansah! wie er bei der Sonate seine Schulter an die deinige lehnte, und — dich betrachtete, so oft er zu pausiren hatte! Jakobine, wenn das nicht eine Fügung des Himmels ist . . .!

Am folgenden Tage holte sie — freilich sehr behutsam — Herrn Schrader über den wichtigsten Punkt aus: ob er schon eine Braut hätte. Er antwortete: „nein; aber, wenn ich ein gutes Mädchen finde,

so . . . Liebe Madame, ich werde Sie um Ihren Rath bitten." Hierbei drückte er der Tante die Hand.

Die Tante erzählte Jakobinen sogleich, was der schöne und gute Herr Schrader ihr gesagt, und mit welchem bedeutenden Blick er seine Worte begleitet hatte; auch schrieb sie ihrem Bruder, welche Aussichten für Jakobinen sich zeigten.

Siegel antwortete: wenn Schrader ein guter Mensch wäre, so überliesse er alles ihrer Entscheidung. Er zweifle freilich, ob Jakobine einwilligen werde; sollte sie es indeß thun, so könnte sie, die Tante, sogleich die Sache beendigen, ohne ihm erst wieder zu schreiben. Selbst kommen könne er jetzt nicht, da die Reise so weit und so unbequem sei, und da er viele Arbeit habe.

Die kleine Frau hatte also volle Gewalt, und war entschlossen, das junge Paar recht schnell in den Stand der Ehe zu treiben, damit ihr zweifelnder Bruder sähe, daß es ihr gar nicht an Augen fehlte.

Herr Schrader ging allmählich weiter,

und erklärte endlich, er wünsche sich Jakobinens Hand.

Die Tante sprach von vieler Ehre, von Jakobinens gutem Charakter, und lief hinunter, ihr den Antrag zu sagen. Jakobine antwortete weder Ja, noch Nein, sondern fing an heftig zu weinen. Die Tante stellte ihr nun vor, daß kein Schmerz ewig daure, und daß es für ein Mädchen Pflicht sei, zu heirathen, wenn sich eine gute Gelegenheit dazu zeige. Die Gründe für diese Behauptung trug sie so lebhaft und so eindringend vor, daß Jakobine — freilich nur mit leiser Stimme — Ja sagte.

Der Tante war bange, Jakobine möchte ihr Ja wieder zurücknehmen; sie rief daher Herrn Schrader sogleich, und machte die Verlobung so feierlich, als sie konnte. Die Braut hörte nicht auf zu weinen, weil sie daran dachte, was ihr guter Vater sagen würde, wenn er alles erführe. Um dem Weinen ein Ende zu machen, redete sie dem Bräutigam zu, die Hochzeit nicht lange aufzuschieben, und bestellte heimlich das Aufge-

bot Ein: für allemal, so daß Jakobine verheirathet wurde, ohne recht zu wissen, wie.

Als die Tante die junge Frau so glücklich und so froh sah, that sie sich nicht wenig auf ihre Klugheit zu gut, und schrieb ihrem Bruder: Jakobine wäre jetzt Madame Schrader. Es hätte freilich Mühe gekostet, ihr Jawort zu erhalten; jetzt wäre sie aber so glücklich und in ihren jungen Mann so verliebt, daß sie ihn fast gar nicht aus den Armen liesse. Nun erzählte sie von den Eheleuten einige kleine Anekdoten, welche ihre Liebe und ihr Glück ganz augenscheinlich bewiesen.

Siegel las den Brief seiner Schwester mit reiner Vaterfreude, und ließ ihn auch den Obristlieutenant lesen. „Das ist recht gut," sagte dieser; „und es freuet mich, lieber Lindner, daß es so ist. Aber ich weiß nicht . . . Na! Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib! steht in einem Dichter. Franz, denke ich, hat da über den Sternen mehr zu thun, als nachzusehen, was wir hier unten treiben; sonst . . . Alle Teu:

sel! Er wäre treuer gewesen. Drei Monath nach seinem Tode! Lindner, es wäre mir lieber, wenn ich kein Wort davon wüßte. Meine Klaudie? Nein, Gott verzeihe mir! die würde mit mir sterben, denk' ich."

Soll ein Schmerz denn ewig dauern, lieber Freund? fragte Lindner sanft, doch ein wenig verlegen.

„Ich glaube: ja! Aufhören möchte ihr Schmerz; aber er sollte zu einer sanften Wehmuth werden, das Herz, möcht' ich sagen, heiligen."

Die Auferstehung.

Falk konnte sich von dem Gedanken an Jakobinens schnelles Vergessen nicht wieder befreien. „Nach drei Monathen!“ sagte er oft, selbst wenn Klaudie ihn kurz vorher mit ihrer schönen Innigkeit umfaßt hatte; denn diese Vorstellung nagte wie ein Geier an seinem Herzen.

Seit Franzens Tode war er Selbens Freund, und zwar besonders darum, weil Franz ihm noch kurz vor seinem Tode erzählt hatte, Selben traure seit zehn Jahren um eine Geliebte, und das Andenken an seinen Verlust sei ihm noch jetzt sehr

schmerzlich. „Alle Welt!" sagte Falk, als er allein war: „wer das kann, ist gewiß nicht schlecht!"

Er war dem Manne Genugthuung schuldig, und gab sie ihm, wie er gewohnt war. Bald nach Franzens Beerdigung ritt er zu Selben, und sagte: „ich habe Ihnen Unrecht gethan, Herr von Selben. Im Anfange unsrer Bekanntschaft hielt ich Sie für einen Geck; aber ein Mann, der zehn Jahre um eine Geliebte trauert . . . Hier biete ich Ihnen meine Hand."

Das Unrecht habe auch ich Ihnen gethan, Herr von Falk. Ich nehme die Hand eines edlen Mannes, und wünsche, daß wir einander die Hand noch einmal als Freunde geben mögen.

„Hier ist sie!" sagte Falk, und nahm den neuen Freund mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit in die Arme.

Selben hatte den Plan zu Franzens Tode in seiner guten Laune ersonnen und ausgeführt; doch hinterher sah er ein, daß gefährliche Folgen daraus entstehen könn=

ten, da Wenzel nicht zu denen Leuten gehörte, die sich ungeahndet zum Besten haben lassen. Er sah es also gern, daß er in ein freundschaftliches Verhältniß mit dem Manne kam, dem er doch irgend einmal, wenn auch noch so spät, die Wahrheit entdecken mußte. —

„Nach drei Monathen!“ sagte Wenzel eines Tages wieder. „Selben, wären Sie gestorben: anstatt Ihrer zehn Trauerjahre hätte es Ihre Geliebte mit zehn Monathen gut seyn lassen. — O, die Weiber, die Weiber!“

Das hätte sie nicht; bei Gott nicht! Müßte ich Ihnen glauben, so verlöre ich die einzige Freude, die mir in meinen einsamen Stunden noch übrig bleibt. Nein, gewiß nicht!

„So sagte auch ich, Selben, und so sage ich noch, wenn ich meine Klaudie an mein Herz drücke. Aber es ist, als ob der Teufel mich verfolgte, seitdem ich so sehe und höre. Von den gemeinen Seelen rede ich nicht, sondern . . . Ich kannte ein

Mädchen — Potz Wetter! ein Mädchen, dem zum Engel weiter nichts fehlte, als die Flügel. Sie hieß Jakobine, und war — Franzens Braut. Wie liebten die beiden jungen Leute einander! Und doch nach drei Monathen, drei kurzen Monathen! Ich würde länger um einen Hund trauern, den ich lieb gehabt hätte."

Selben mußte lächeln, und suchte dem Obristlieutenant seine Idee aus dem Kopfe zu bringen; doch dieser versicherte, daß sie ihm noch lange keine Ruhe lassen würde.

Sie könnten sich irren, Herr von Falk! sagte Selben.

„Kann mich nicht irren. Nach drei Monathen! Alle Welt! Glauben Sie mir, das wird mir einmal meine Sterbestunde verbittern. Sie sollten das Mädchen nur gekannt haben!" —

Nach einem andern, gleichgültigen Gespräche kam Wenzel bald wieder auf das vorige Kapitel. „Glauben Sie mir, es ist wie ein böser Satan, der mich mit Fäusten schlägt. Ich wollte lieber bettelarm seyn,

als den verdammten Gedanken immer mit mir herumtragen."

Und wenn ich nun diesen Satan bannte?

„Das können Sie nicht."

Wenn ich es aber könnte!

„So brächten Sie wieder Ruhe in mein Herz, das — glauben Sie mir, Selben! — wohl Ruhe verdient hat."

Und Sie könnten mir dann verzeihen . . .

„. . . . alles, was Sie mir vorher gethan hätten, es möchte seyn, was es wollte."

Nun, so banne ich Ihren Teufel.

„Das gebe Gott! Aber wie?"

Sie reisen mit mir.

„Wohin Sie wollen. Meine Klaudie! o, meine Klaudie!" —

Selben holte den Obristlieutenant eines Morgens ab, und die Reise ging nach Franzens kleinem Gute. Vor dem Wohnhause sagte Selben mit großer Rührung: edler Mann, wir sind am Ziel! . . . Falk, halten Sie

Sich bereit auf eine große, sehr große Freude.

Falk sah ihn erstaunt an. „Auf welche Freude?"

Denken Sie Sich ein Glück, so groß, so wunderbar Sie wollen: es kommt doch nicht gegen das, welches ich Ihnen geben will!

„Das klingt ja seltsam. Auf der ganzen Reise sind Sie so äußerst sonderbar bewegt gewesen. — Was haben Sie mit mir vor? Eine Freude, sagen Sie? Ich wünsche mir weiter nichts, als daß ich überzeugt werden könnte, Jakobine habe ihren Geliebten noch nicht vergessen. Aber wie können Sie das!"

Nicht bloß das; noch mehr! Ihnen zeigen, was die Liebe, was die Freundschaft vermag: Todte erwecken.

„Selben! zerreißen Sie mein Herz nicht! — Ich habe Franzens Tod noch nicht vergessen!"

War nicht Jakobine todt für Franz? und fand er sie nicht wieder?

„Das ist ein Andres! Spotten Sie nicht eines wunden Herzens, und . . . Aber wohin wollen wir?"

Selben führte ihn längs einer Gartenmauer in ein Haus, und fragte leise: wo ist Herr Schrader und Jakobine?

„Hm! damit thun Sie mir keinen sonderlichen Gefallen!" sagte Wenzel.

Sie sollen sich überzeugen, daß sie ihren Franz nicht vergessen hat.

Eine Magd zeigte auf ein Zimmer.

Ich banne Ihren Dämon! sagte Selben. Mit diesen Worten riß er die Thür auf, und — Jakobine saß auf Franzens Schooße.

Wenzel blieb, wie erstarrt, mit großen offnen Augen, bleich wie Asche, auf der Schwelle stehen; Franz und Jakobine stürzten herbei, und knieeten vor ihm nieder.

O, mein Oheim! mein geliebter Oheim! sagte Franz. Jetzt streckte Wenzel die zitternden Arme nach ihm aus, und sagte: „ist das ein Blendwerk der Hölle oder des Himmels?"

Selben nahm das Wort: es ist Franz! er lebt! Jakobine ist seine Frau! Das thaten die Liebe und die Freundschaft! Ihr Dämon ist gebannt, und nun — verzeihen Sie mir, mein edler Freund, daß ich Ihnen den Neffen raubte. Hier haben Sie ihn wieder.

Falk sah ihn starr an, als er sprach, verstand ihn aber nicht recht. „Lieber Franz, lebst du wirklich?" fragte er endlich; und die Farbe kehrte allmählich auf seine Wangen zurück. Er betastete seinen Neffen, und sagte dann: „aber, bei Gott! ich habe ihn doch todt gesehen."

Eine Wachsmaske, Herr von Falk: die sahen Sie im Sarge.

„Selben!" sagte Wenzel mit blitzenden Augen; „das verzeihe ich Ihnen nicht!"

Nicht die himmlische Freude, daß ich Ihnen den geliebten Neffen aus dem Grabe hervorrufe, und Ihren bösen Dämon banne?

Wenzel war außer sich vor Freude, und

drückte Einen um den Andern an sein Herz. — Doch endlich dachte er daran, daß er und Franzens Eltern betrogen waren; und nun wurde er zornig.

Ich war Schuld, Oheim, sagte Franz; nicht Selben! Der lieh mir nur seine Hand. Wie, Oheim! Sie wollen zürnen? Wurde denn nicht auch ich mit der falschen Nachricht von Jakobinens Tode betrogen? Und — sagten Sie mir nicht selbst, Oheim: wenn ich ein Mittel wüßte, meine Mutter dahin zu bringen, daß Sie nicht mehr daran dächte, mich nach ihrem Sinne zu verheirathen, so hätte ich Ihren Beifall? Sagen Sie doch, denkt sie jetzt noch daran, mich zu verheirathen? Sie hält mich für todt, wie Jakobinen. Wir leben, gehören aber jetzt nur uns an, Ihnen, der Sie uns lieben, und meinem Selben, der mir die Mittel gab, ein glücklicher Mensch zu werden.

„Großer Gott! da weiß ich nun wieder nicht, was ich sagen soll. Ich muß

mich freuen, wie ein Kind, wo ich mit Pistole und Säbel stehen sollte!"

Selben faßte seine Hand, und sagte mit edlem Stolz: das konnte die Liebe! Auch Ihre Klaudie hätte es gekonnt! — Falk sah ihn bei dem Namen „Klaudie" lächelnd an, und drückte ihm die Hand. „Aber der Teufel!" rief er sogleich; „nun geht das alte Lied von vorn an; und noch ärger! Denn seine Mutter muß doch wissen, daß er noch lebt."

Nimmermehr, Oheim! sagte Franz. Ich bin für meine Mutter todt. Sehen Sie denn nicht, lieber Vater — denn das sind Sie mir jetzt —, sobald meine Mutter erfährt, daß ich noch lebe, ist meine Ehe ungültig, da ich sie ohne ihr Wissen geschlossen habe.

„Ja, aber eine Mutter, Franz! eine Mutter, die ihren Sohn beweint!"

Weint sie um mich?

Diese Frage setzte den Obristlieutenant in die größte Verlegenheit. Freilich war

die Oberkammerherrin in der ersten Zeit so betrübt, so verzweifelnd, und machte dem Himmel so wunderliche, tolle Vorwürfe, daß Wenzel im Ernst ihn vertheidigen mußte. Aber nach vier Wochen hatte sich der erste Schmerz gelegt, und der zweite verging nun so schnell, daß Falk, als er nach sechs Wochen wiederkam, seine Schwägerin ganz heiter fand; wozu die Vorstellung, daß nun die Güter ungetheilt an einen Falk kommen würden, das Ihrige beigetragen hatte.

Als Franz fragte: weint sie noch? schwieg der Oheim, weil er die Wahrheit nicht antworten wollte.

Franz drang nicht weiter in ihn, sondern sagte nur: lieber Oheim, soll der Haß noch einmal Mutter und Sohn entzweien? Soll ich meine Frau verlassen, die bald Mutter seyn wird? oder soll ich aufs neue mit der kämpfen, die mir das Leben gab? Jetzt bin ich glücklich; und meine Mutter ist zufrieden, ich weiß ja auch, warum.

(Hier

(Hier erröthete Wenzel.) Oheim, lassen Sie mich glücklich bleiben!

Falk begriff nicht recht, wie sein Neffe den Muth haben konnte, eine solche Mummerei fortzusetzen. „Aber Siegel doch wenigstens?" fragte er.

Er hätte es erfahren, sobald er zu uns gekommen wäre; sonst aber Niemand mehr, nicht meine Schwester, nicht Huber.

„Alle Welt, das ist nichts, Franz; das gebe ich nicht zu."

Sie müssen, lieber Oheim. Ich heiße Schrader bis an mein Ende, und werde niemals wieder zum Vorschein kommen, selbst nicht nach dem Tode meiner Eltern. Meiner Erbschaft habe ich von dem Augenblicke an entsagt, da ich mir vornahm, zu sterben. So muß ich denken und handeln; sonst wäre, was ich that, ein Betrug. Jetzt ist es bloß eine Entsagung meines Namens und meines künftigen Vermögens, weil ich auf meine Weise glücklich seyn wollte. —

Sobald Falk das Edle in dieser Denkart eingesehen hatte, war er sogleich damit einverstanden. „Ja, er hat Recht! Entweder nicht sterben, oder todt bleiben. Komm an mein Herz! Du bist von nun an mein Sohn. Selben, er hat Recht. Ein Schelm, wer ein Wort davon redet! Sie, ich, die jungen Eheleute und Siegel: unter uns Vieren bleibt das Geheimniß."

Die Frau Oberkammerherrin ist durch Erfahrung belehrt.

Falk ritt mit Selben vergnügt zu Hause, und nahm seinen Weg über Bruchstedt, um seinen Freund Siegel sogleich von Jakobinens Glück zu unterrichten. Siegel erstaunte, und tadelte dann; Wenzel nahm aber seines Neffen Parthei. „Er hat für seine Jakobine alles hingegeben: Namen, Adel, Vermögen, Verwandten, auf eine seltsame, aber durchgreifende Weise. Weiter ist es nichts. Und denken Sie doch nur an Ihren Brief! der war nicht viel anders, als sein Leichenbegängniß. Ich bitte Sie, Lindner, seyn Sie doch freund-

lich! Aber zurücktreten darf er nicht, wie Selben meint; er hat gewählt, und so muß es bleiben! ... Wüßte meine Schwägerin, daß Selben nun zwei von ihren Kindern verheirathet hat; sie kratzte ihm, glaub' ich, die Augen aus. Ich aber, ich bin froh, wie ein Vögelchen. Mit recht großer Freude gehe ich nun wieder in die Arme meiner Klaudie; denn jetzt kann ich es Ihnen wohl sagen, die kurzen drei Monathe zwischen Tod und Heirath lagen mir sehr schwer auf der Seele." —

Als er zu Hause in das Zimmer seiner Klaudie trat, beugte er ein Knie vor ihr, um ihr das Unrecht wieder abzubitten, das er ihr insgeheim gethan hatte. So innig, so rührend zärtlich, war er noch nie gegen sie gewesen. O, mein geliebter Mann, sagte sie: warum bist du so bewegt? Sie legte das holderröthete Gesicht an seine Wangen, und flisterte leise: du wirst bald Vater seyn.

Welch eine Stunde himmlisch reinen

Entzückens! welch ein zarter Erguß zweier glücklichen Herzen! —

Wenzel gab seinen Unterthanen drei Feste hinter einander, ohne zu sagen, warum. Nur Georg errieth es aus der frommen Heiterkeit seines geliebten Herrn, dessen frohe Blicke auf jedem Kinde hangen blieben, das von einer Mutter getragen wurde. —

Selben hatte gar nicht die Absicht gehabt, daß Franz auf immer für todt gelten sollte; und jetzt legte er dem Oheim einen neuen Plan vor, wie Franz mit seiner Mutter versöhnt werden und ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit Jakobinen erlangen könnte. Wenzel aber schüttelte ernst den Kopf, und sagte: „das lassen Sie bleiben, Selben! Seine Mutter hat ihn vier Wochen beweint, und denkt jetzt nicht mehr an ihn. Ueberdies wäre es ein Betrug, wenn er nicht dabei bliebe."

Bedenken Sie doch! Er ist ja seinen Kindern schuldig, seine Rechte zu behaupten.

„Er ist mein Sohn, und — mein Erbe.“

Sie selbst können ja Kinder bekommen.

Hier traten dem guten Wenzel Thränen der Freude in die frohen blauen Augen. „Und dennoch mein Sohn und Erbe!“

Es ist so leicht, lieber Falk; der Plan dazu ist fertig.

„Ein neues Fehmgericht, nicht wahr? Geistererscheinungen, oder so etwas?“

Sie haben es errathen. Ich bitte die Frau Oberkammerherrin hieher. Ihr Sohn und Jakobine erscheinen in lieblichen, ätherischen Gestalten, ohne Schrecken zu verursachen. Wir erregen in dem Herzen der Mutter Sehnsucht nach dem Sohne. Ich stehe für ihre Einwilligung, wenn Sie mir alles überlassen.

„Wer zweifelt daran! Aber stehen Sie auch für das Herz der Mutter? Sie willigt ein, und sieht hinterher, daß sie betrogen ist. Dann geht das Hetzen aufs neue los, und der Haß, die Vorwürfe. Nein, Gott Lob, daß Franz nicht so denkt! Lassen

Sie ihn vergessen bleiben! Er ist mit seiner Jakobine glücklich, und mein Sohn, auch — denken Sie daran! — mein Erbe."

Wenn Sie selbst Vater würden?

„Mein Erbe, sage ich Ihnen. — Selben, ich werde bald Vater seyn. O, ich glücklicher Mensch! Aber Franz ist doch mein Erbe." —

Selben bewunderte des Obristlieutenants beispiellose Redlichkeit. Er mußte seinen Plan aufgeben, der wahrscheinlich gelungen wäre, von dem aber Franz eben so wenig etwas wissen wollte, wie sein Oheim. Auch Lindner, mit dem Wenzel über die Sache sprach, war der Meinung: durch seine Verheirathung mit Jakobinen habe Franz sich völlig von seiner Familie losgesagt.

„Wenn die Mutter," sagte Wenzel, „sich nach ihrem Sohne sehnte, so wäre ich — möchte auch daraus entstehen, was da wollte — der Erste, der ihr sagte: er lebt! Aber sie denkt ja nicht mehr an ihn. Noth soll er übrigens mit seiner Jakobine nicht leiden."

Lindner hatte wohl von der Erbschaftssache gehört, sie aber wieder vergessen. Niemand dachte eigentlich mehr daran, ausgenommen Wenzel, seine Klaudie, und — wie sich von selbst versteht — die Frau Oberkammerherrin. Die Haushaltung in Falkenstein ging jetzt so regelmäßig, daß große Summen zurückgelegt werden konnten. Lindner kam nehmlich jetzt sehr oft nach Falkenstein, da ihm nichts mehr daran lag, sich vor der Frau Oberkammerherrin zu verbergen; und seine Einrichtungen verbesserten in Kurzem die Güter so sehr, daß dadurch allein große Summen gewonnen wurden. Diese ließ Wenzel sicher unterbringen, und so konnte es ihm, wenn er nur noch zehn Jahre lebte, sehr gleichgültig seyn, wer seine Güter einmal erbte. Doch — er dachte mit Freude daran, daß sie für seinen geliebten Franz bestimmt waren.

Nicht so die Frau Oberkammerherrin. Während der ersten beiden Jahre hatte sie noch Hoffnung, da Klaudie nicht Mutter

wurde; als sie aber hörte, was man in Falkenstein erwartete, und als sie nun ihre Hoffnung ganz aufgeben mußte, wollte sie ihren Schwager auch gar nicht mehr schonen. Sie hoffte recht eigentlich darauf, daß er ihren Mann einmal wieder besuchen sollte. Als er endlich kam, empfing sie ihn, gegen seine Erwartung, sehr freundlich. Doch so wie er nur ein Wort zu irgend etwas sagte, hob sie mit einer spöttischen Bosheit an: Herr Bruder, bekümmre ich mich denn um Ihre Wirthschaft? Ich muß mir Ihr Einreden in die meinige Ein= für alle Mal verbitten. Was habe ich denn auch von Ihrem Einreden bis jetzt gehabt? Daß meine Tochter, eine Freiin von Falk, — sie soll mir nicht wieder über die Schwelle kommen! — daß die den Sohn eines Schulmeisters geheirathet, und daß mein Sohn in Ihren Saufgesellschaften den Hals gebrochen hat! Haben Sie nicht etwa wieder einen Verwalters= oder Jägers=Sohn für meine Agnes?

Wenzel war braunroth im Gesichte; sie

ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort: Ich hätte das alles freilich voraus wissen können; denn ein Mann, der sein Ehrenwort . . .

„Ehrenwort? Wollen Sie nicht fortfahren? Höllenteufel! So bin ich denn zum letzten Mal hier in meines Bruders Hause, der sich einen Drachen hat zu Kopfe wachsen lassen! Ehrenwort? Frau, hielten Sie den Eid, den Sie in der Taufe und bei Ihrer Confirmation dem lieben Gott geschworen haben, so gut, wie ich mein Ehrenwort: dann wären Sie nicht so ein Satan, wie Sie sind!" Sie wollte aus dem Zimmer; er hielt sie aber mit seiner kräftigen Hand. „Sie sollen erst hören, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich liebe den Adel, so gut wie Sie; doch Gott und seine Gebote mehr. Nun — liebte denn Ihr Sohn Sie, die Mutter? Wie oft habe ich ihm und Berthen sagen müssen: sie ist doch eure Mutter, Kinder!... Ich weiß wohl, wo eigentlich das wunde Fleckchen ist. Weil meine Frau nun bald

das Glück haben wird, Mutter zu werden. Pfui, eine Frau, die weiß, oder doch wissen sollte, wie groß die Seligkeit einer Mutter ist, gönnt sie einer andern nicht, und flucht wohl im Herzen darüber! Das macht die Erbschaft! Die beruhet aber auf meinem Ehrenwort, und auf meines Bruders Haus-Bibel. Frau! müßte ich auch als ein Bettler mit meinen Kindern von Falkenstein weggehen, so würde ich doch mein Wort halten."

Sagen Sie das vor Zeugen, oder geben Sie es mir schriftlich!

Das kann ich nicht. Ich muß jetzt freilich in ihren Augen ein Lügner scheinen; das bin ich aber nicht vor den Augen Gottes. Auf Ihrem Todbette will ich Ihnen sagen, warum ich jetzt nicht rede, und Sie sollen, hoffe ich zu Gott, noch bereuen und Buße thun!"

Der Gedanke, jetzt ein Lügner scheinen zu müssen, war ihm so widrig, daß er nicht länger in Falkenstein bleiben konnte. Er nahm seinen Säbel, und rief nach sei-

nen Pferden. Nun sagte er ganz sanft: „ich bin zum letzten Male hier gewesen.“

Sie sah ihn höhnisch lächelnd an. Also das letzte Mal! Vergessen Sie es doch nicht, Herr Schwager! Sie behalten nicht immer, was Sie Sich vornehmen. Und überdies haben Sie gern hier die Hände mit im Spiel, um meine Kinder gut anzubringen! . . . Hiermit entsage ich Ihrer Erbschaft, und gebe Ihnen Ihr Ehrenwort zurück. Nun will ich aber auch Herr im Hause seyn und meine beiden letzten Kinder nach meinem Kopfe verheirathen und placiren. Ich weiß leider aus Erfahrung, was dabei herauskommt, wenn man sich auf Andre verläßt, und mit dem Pöbel vertraut wird! Ihr Herr Siegel . . .

„Siegel? Pöbel? Alle Welt, Frau, wissen Sie nicht mehr, wie Sie an dem Manne gesündigt haben?“

Er ist in Ihrem Dienste, höre ich.

„Mein Freund ist er, mein Wohlthäter, mein Lehrer in allem Guten, dem ich

durch Liebe ersetze, was er hier durch Haß erduldet hat."

Wenzel fühlte, daß er hier weder in Zorn gerathen durfte, noch recht predigen konnte. Er gab daher seinem Bruder die Hand, und sagte: „wenn du mich einmal in Noth oder Leid nöthig hast, so schicke ganz dreist zu mir, Bruder Alis. Ich bin jeden Augenblick bereit, Gut und Blut für dich und die Deinigen hinzugeben. Doch, ehe du mich nicht rufen lässest, sieht mich hier Niemand wieder. Adieu." —

Auf dem Rückwege brummte er immer vor sich hin: „wäre nur die verdammte Erbschaft nicht; ich hätte ihr einmal die Wahrheit sagen wollen!"

Die Frau Oberkammerherrin war jetzt in unbeschreiblicher Wuth, die auch nicht wieder nachließ, da sie ihren hitzigen Schwager nicht mehr zu fürchten brauchte, den sie jetzt aus zehn und mehr Gründen haßte. War nicht Siegel sein? Hatte der nicht Bruchstedt so verbessert, daß es jetzt doppelt so viel eintrug, als ehemals? Und

verminderten sich nicht die Einkünfte von Salen mit jedem Monath immer mehr, ob sie gleich ihre Bauern nicht schonte? War nicht Bertha's Mann des Obristlieutenants Freund? — Ihre beiden jüngeren Kinder, die den Oheim herzlich liebten, hielt sie in strenger Zucht. Agnes wurde, zu ihrer Freude, schöner als Bertha; und ihr Sohn war so weich, daß er ihr in allem, was sie verlangte, nachgab. Sie trennte ihn jetzt von den Domestiken, und war entschlossen, ihn nicht eher von sich zu lassen, als bis sie gewiß seyn könnte, daß er ihre eignen Grundsätze hätte.

Falk erfuhr durch Dorstedt und Renaten — oder eigentlich durch Selben, da er Jene nur selten sprach — genug von der tollen Wirthschaft in Steinau, seufzte in Stillen darüber, und schickte durch die dritte Hand manche Geldsumme dahin, um schreiende Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen. „Nein, Klaudie,“ sagte er eines Tages; „und hätte ich meine Ehre, und deine, und aller ehrlichen Leute Ehre obendrein,

dafür zum Pfande gesetzt, daß diese Frau von mir erben sollte, so nähme ich mein Versprechen doch zurück, und wollte es vor Gott wohl verantworten!" — Er konnte nicht an Steinau denken, ohne betrübt zu werden; und wenn der Name Agnes genannt wurde, ließ er sogleich den Kopf hangen. „Es ist doch mein Bruder! Was hilft es mir, daß ich nach gerade ein Häuflein Menschen um mich her sammle, die wahrhaftig so leben, als hätten sie die Ritter-Artikel beschworen, — wenn ich aus meinem Himmel hier in die Hölle dort sehen muß! Ich will nicht mehr hinsehen, denk' ich jeden Morgen, liebe Klaudie; aber er ist ja mein Bruder, und seine Kinder sind auch die meinigen: so muß ich ja hinsehen!" —

Klaudie gebar ihm eine Tochter; und fast zu eben der Zeit wurde Jakobine Mutter eines Knaben. Nun vergaß er die Hölle in Steinau, die aber von Tage zu Tage schrecklicher wurde, und genoß seines Himmels, wobei er einen Plan entwarf

der alles in seiner Seele schlichtete. Er bestimmte seine Tochter für Franzens Sohn, und erfreuete sich dieses Gedankens um so mehr, da der Arzt ihm angekündigt hatte, daß seine Klaudie niemals wieder Mutter werden würde.

Er reis'te oft zu Franz, der mit seines Oheims Gelde sein Gut vergrößert hatte, und theils dem Landbau, theils den Wissenschaften lebte. Bisweilen nahm er seine Klaudie mit, und hatte seine herzliche Freude daran, wenn beide Kinder auf dem Schooße der einen Mutter saßen und einander liebkos'ten. Auf seinen Gedanken hin, machte er die seltsamsten Plane, und legte sie seinem Neffen mit allem Ernste vor. Die beiden Kinder sollten, wenn sie größer würden, gar nicht mit andern jungen Leuten umgehen, sondern immer unter sich bleiben. „Kinderchen," sagte er, „sprecht mit eurem kleinen Wenzel beständig von meiner kleinen Klaudie; und die soll bei uns Tag für Tag von dem kleinen Vetter Wenzel hören." Hierauf mußten die

El=

Eltern ihm die Hand geben, und er sah nun im Geist die beiden Kinder schon am Altare. —

In Steinau machte man andre Pläne. Agnes war jetzt siebzehn Jahr alt, und in der That noch schöner, als Bertha: ganz aufgeblüht, eine edle Gestalt, das Auge voll Unschuld uud doch voll Flammen, der lächelnde, runde Mund wie zum Kusse gewölbt, die jugendliche Brust voll Sehnsucht nach Liebe.

Nach dem Befehl ihrer Mutter und der neuesten Mode, ging sie in einem Kleide, das ihre schöne Gestalt nur verhüllte, nicht verbarg. Sie selbst wußte nicht, wie schön und wie reitzend sie war, und glaubte in ihrer jungfräulichen Unschuld, sittsam genug gekleidet zu seyn. Auch hatte sie, da nicht leicht andre als hohe Standespersonen bei Jahren in ihres Vaters Haus kamen, noch nie daran gedacht, die an ihren Reitzen hangenden Blicke der Männer zu deuten.

In der Nachbarschaft von Steinau wohnte jetzt der Graf Rauch, *** lich=*** sischer Geheimer Rath, und ehemals Gesandter in London, ein großer Staatsmann, und — sagte die Frau Oberkammerherrin in der Folge von ihm — in seinen besten Jahren; denn er war ja erst nahe an den Funfzigen. Er hatte die Welt genossen, und sich aus Grundsatz nicht verheirathet, weil er die Weiber wohl liebte, doch keinem trauete.

Als er aus London zurückkam, ging er, da das Jedermann that, auf seine Güter, die er endlich seit dreißig Jahren zum ersten Male sah. Er besuchte seine Nachbarn und auch den Oberkammerherrn. Frau von Falk erstaunte über das leichte Benehmen dieses Mannes, das dabei doch mit einer gewissen Majestät verbunden war. Erzählte er — wie es schien, mit völliger Gleichgültigkeit — von den Geheimnissen der größten Höfe, von den Schwächen der Regenten, und von der Leichtigkeit, sie zu beherrschen: dann hing jedes Auge an sei=

nem Munde. Er sprach von dem Höchsten, wie von dem Geringsten, fast ohne Theilnahme, aber geläufig und angenehm. Die wichtigsten Ereignisse in der Politik und den Weltbegebenheiten hatte er vorausgesehen, und ihren Erfolg vorausgesagt. „Aber," sagte er, „man hört nicht; und so geht das Thun und Treiben in toller Verwirrung fort. Wer die lenkenden Fäden sieht, darf sie nicht fassen; und wer sie in Händen hat, sieht sie nicht. Ueberall steht die Mittelmäßigkeit am Ruder. Die Subalternen lächeln; die Politiker zerbrechen sich die Köpfe darüber, wie es bei so vieler Weisheit so toll zugehen könne, und das arme Volk hofft bei jeder Veränderung, nun müsse es doch endlich einmal besser werden." —

Das ist ein verteufelter Kerl! sagten die Herren, als der Graf wieder weggefahren war. Ein genialischer Kopf! Der sollte Staatsminister seyn! Geben Sie Acht, er wird es auch noch! —

Der Graf aß um fünf Uhr zu Mittag,

hatte alle Englische comforts, und brachte bei Tische toasts aus. Man ahmte ihm nach, so gut man konnte, und pries ihn als den ersten Mann in der ganzen Gegend. Im Grunde war er aber nur einer von denen flachen Köpfen, die viel gesehen haben, alles nachsprechen, was ihnen witzig oder geistreich scheint, sich selbst für groß halten, und dadurch schwächern Köpfen imponiren; alle Namen der Minister und Fürsten wissen, und dazu von jedem ein Paar Anekdoten; einen weitläuftigen Briefwechsel unterhalten, folglich Manches vier Wochen früher erfahren können, als es in die Zeitungen kommt, und so für Propheten gelten. Da nun der Graf Rauch das alles nicht ohne Klugheit trieb, so galt er in der Hauptstadt so gut für etwas, wie auf dem Lande.

Frau von Falk glaubte bemerkt zu haben, daß der Herr Graf ihre Agnes einige Mal sehr genau beobachtet, und seine Reden so oft wie möglich an sie gerichtet hätte;

ihre Tochter aber wußte das nicht: sie war auf seine Anekdoten aufmerksam gewesen, auf weiter nichts.

Agnes, sagte die Mutter, wenn er wiederkommt, so sei recht verbindlich gegen ihn. Wer weiß ... wer weiß ...!

Agnes lächelte; denn dieser Mann mit einer kahlen Glatze, die er durch eine Decke von Puder zu verbergen suchte, mit flachen und dünnen Lippen, mit eingefallenen und geschminckten Wangen — dieser alte Mann konnte doch nimmermehr sie lieben wollen.

Die Mutter hatte aber ganz richtig gesehen. Dem Herrn Grafen war das junge schöne und liebliche Mädchen sehr aufgefallen; und wäre es eine Kammerjungfer, oder die Tochter eines ehrlichen Bürgers gewesen, so würde Seine Excellenz ohne Zweifel sogleich darauf gedacht haben, es in seine Gewalt zu bekommen. Jetzt aber hatte er sich für's erste mit Blicken und Wünschen begnügen müssen.

Er lud seine Gutsnachbarn zu sich ein,

führte die Oberkammerherrin in den Speisesaal, und bat sie, die Wirthin vom Hause zu machen. Jedermann erstaunte über die Pracht, über die fremden feinen Gerichte, über das Wechseln der Messer und Gabeln, über das Englische Geräth, kurz, über alles, was man sah und schon gesehen hatte. Der Graf, als Wirth, sprach heute viel mit Fräulein Agnes, faßte im Gespräch ihre weiße Hand, legte bei einer Erzählung, um eine gewisse Stellung zu versinnlichen, einen Arm um ihren schlanken Leib, und sagte, als seine Gäste weg waren: Fräulein Falk sei das schönste Mädchen, das er jemals gesehen habe; und wenn nicht alle Weiber doch immer Weiber blieben, so könnte ihn ein Mädchen mit solchen Reitzen zu einem erzdummen Streiche verleiten.

Zutraulich, wie ein guter Nachbar, kam er recht bald wieder nach Steinau; und die Mutter pries nun, wie viele Talente ihre Tochter hätte: daß sie auch spielte und sänge.

In Italien, sagte der Herr Graf, spielt keine Dame etwas anderes, als die Guitarre; und in der That, kein Instrument ist so dazu gemacht, einen schönen Arm, eine schöne Hand — bei diesen Worten warf er einen Blick auf Agnese'ns Arm —, eine schöne Figur im besten Lichte zu zeigen.

Musik lernen, um die Hände zu zeigen! sagte Agnes lachend. Der Herr Graf erwiederte aber sehr ernsthaft: das ist gerade das Schönste an der Musik; denn sonst, mein Fräulein, geht man für sein Geld in ein Concert.

Agnes konnte nicht aufhören, es höchst lächerlich zu finden, daß man dazu Musik lernen sollte; und die Mutter schämte sich des einfältigen Mädchens.

Der Graf bat den Herrn von Falk, ihn recht bald eben so freundschaftlich ohne Einladung zu besuchen. Und, setzte er hinzu, bringen Sie ja Ihr Fräulein Tochter mit! Sie soll bei mir wenigstens eine Guitarre

sehen. — Er bedauerte es jetzt sehr, daß er dies Instrument nicht selbst spielte; denn das Zurechtsetzen der Hände auf dem Griffbrete, das Zurechtlegen der Arme und der Schultern, hätte zu einer Probe dienen können, wie weit es mit dem Fräulein zu bringen wäre. —

Was muß er von dir denken, Agnes! sagte die Mutter nachher: so zu lachen! ihm gerade in's Gesicht!

„Es war aber doch sehr lächerlich, Mutter! Gerade, als wollte man essen, um seine Zähne zu zeigen." —

Man besuchte den Herrn Nachbar bald, und Agnes mußte mit, ob sie gleich keine Lust dazu hatte. Der Graf drängte sich immer mehr an sie, und sie nahm sich endlich vor, sich gar nicht mehr mit ihm einzulassen. Da kannte sie aber ihren Mann nicht: sie mochte reden oder schweigen, auf- oder nieder blicken, sitzen oder stehen, lachen oder ernsthaft seyn — alles brachte sie in eine Unterredung mit dem Grafen.

Wollte sie sich von ihm losmachen, so hielt er sie nur um so fester. Er hatte eine seltsame Art, ihr zu imponiren: bald war er ihr Bewunderer, bald ihr lehrender Freund, bald ihr Rathgeber, kurz alles, was er wollte. Sie fühlte, daß er, ob sie ihn gleich gar nicht leiden konnte, durch seine Artigkeit, sein feines Benehmen, eine gewisse Gewalt über sie erhielt, der sie nicht recht zu widerstehen wußte. Er nahm sich allerlei heraus, was sogar Fremden auffiel; und sie sah gar nicht ein, wie sie das ändern konnte. Eigentlich ging er nicht anders mit ihr um, wie mit jedem Andern; aber dennoch fühlte sie, daß er nicht so zutraulich, so zudringlich gegen sie seyn sollte.

Der Mutter that er nicht einmal genug, und sie sagte mit deutlichen Worten, daß Agnes sich Mühe geben müßte, den Grafen zu erobern.

„Den alten Mann?" erwiederte Agnes dreist.

Alt? Ich weiß nicht, wohin ihr Gänschen denkt! Einen Mann hättet ihr doch gern; und findet sich nun einer in den besten Jahren, so ist er euch nicht jung genug. Vierzig Jahre — was wollen die sagen!

Die Mutter sprach immer deutlicher, und der Graf wurde immer zudringlicher. Agnes erklärte endlich geradezu: sie könne den Grafen unter allen Männern am wenigsten leiden. Die Mutter meinte, das würde sich wohl geben, und erkundigte sich unter der Hand nach den Vermögensumständen des Grafen. Seine Güter waren schuldenfrei, und sehr groß. Die Gnade, in der er bei Hofe stand, mußte ihn noch auf die höchste Ehrenstufe erheben, und der Mann an sich selbst schien der Mutter so liebenswürdig, daß ihr Agnes mit ihrer Abneigung gegen ihn unbegreiflich war. — Käme, dachte sie, wieder eine Liebe in's Spiel, wie bei Bertha und Franz, so ginge auch dieser Plan zu Grunde. Aber — sie

nützte ihre Erfahrungen; und auf einmal waren alle junge Leute aus ihrem Hause verbannt. Kam ja einmal einer mit, so setzte sie sich zu ihm, und ließ ihn nicht los, so viel er sich auch drehen und wenden mochte. Kaum sah er die schöne Agnes; denn die Mutter setzte ihn an eben die Seite des Tisches, an welcher Agnes saß.

Das junge Mädchen.

Agnesens Herz war bisher sehr ruhig gewesen; doch des Nachbars Huldigungen, so unangenehm sie ihr auch waren, zeigten ihr, was ihr fehlte, und erregten bei ihr Wünsche, die um so lebendiger wurden, je mehr die Mutter alle jungen Herren von ihr entfernte. Der Nachbar mit seinen funfzig Jahren, seinen hohlen Wangen und seinem noch hohleren Herzen, diente nur zur Folie für ein Bild, das die erwachte Phantasie sogleich in ihrer Seele zeichnete: das Bild eines jungen blühenden Mannes mit flammenden Augen, runden Lippen,

vollen Rosenwangen, und höchstens von einigen und zwanzig Jahren. Sie fühlte, daß ihr ein junger Mann dieser Art fehlte; denn — was sollte sie ihrer Mutter, wenn der Nachbar Ernst machte, antworten? Sie konnte sich ja auf nichts in der Welt berufen! Fand sich ein solcher junger Mann — und sie war entschlossen, sich auf der Stelle in ihn zu verlieben —: so bekam alles ein ganz andres Ansehen. Dann konnte sie der Mutter und dem Herrn Nachbar sagen: zu spät! mein Herz ist versagt! Freilich wußte sie wohl, daß ihr das nicht viel helfen würde; aber — der Himmel mag wissen, wie es in einem jungen Herzen zugeht! — sie war entschlossen, für den jungen Mann, den sie sich so schön und gut dachte, den Zorn ihrer Mutter mit Geduld zu ertragen.

Agnes war lieblich genug, um alle junge Männer, zehn Meilen weit in der Runde, an sich zu ziehen; aber — die Mama bewachte sie ja, wie der Drache die goldnen Aepfel! Sie sah immer deutlicher, daß der

Herr Nachbar mit seiner Bewerbung bald Ernst machen würde, und daß die Mutter ihn begünstigte. Was konnte sie nun sagen, womit sich wehren, womit ihr Nein nur entschuldigen, da sich Niemand fand, in den sie sich geschwind verlieben konnte! —

Man fuhr wieder zu dem Herrn Nachbar; er hatte aber einen Courier von dem Monarchen bekommen, und schnell nach der Residenz reisen müssen.

Einen Courier! sagte die Mutter. Bedenke, Agnes, einen Courier! und gewiß von Sr. Majestät selbst! —

Frau von Falk hatte den Fehler, daß sie in keinem fremden Hause seyn konnte, ohne in jedes offne Zimmer zu sehen. Heute konnte sie nun ihre Neugierde recht befriedigen, da der Herr Nachbar nicht zu Hause war. Sie fragte den buttler — so nannte der Graf seinen Haushofmeister — ob sie das Schloß besehen könnte.

Er holte sogleich ein Bund Schlüssel; doch in diesem Augenblick ging die Saalthür auf, und ein junger, hübscher Mann

fragte nach dem Grafen. Kaum erblickte er die Fremden, so ging er sogleich auf sie zu, sprach von der Ehre und dem Glück, die Frau Oberkammerherrin zu sehen, drängte sich aber vorzüglich an die schöne Tochter, die heute, auf Befehl ihrer Mutter, äußerst reitzend gekleidet war. Frau von Falk sagte ihm, sie wollte das Schloß besehen, faßte seinen Arm, und hielt ihn so fest, als ob er in Ketten wäre. Da er nun rückwärts ein Gespräch mit dem Fräulein anknüpfte, so sagte die Mutter: für dich ist das hier nicht, Agnes; du kannst unterdeß den Garten besehen.

Jetzt wollte der junge Mann sich losmachen; die Frau Oberkammerherrin hielt ihn aber fest, und bat ihn, sie und ihren Mann zu begleiten.

Die arme Agnes ging hinunter in den Garten. Hier lud eine dunkle Allee von schwarzen Tannen sie mit ihren Träumen ein, und führte sie durch Buschwerk immer tiefer in den Park, bis zu einer Felsengrotte. Der ganze Felsen in seiner seltsa-

men Gestalt war mit Epheu und Kriechrosen bewachsen, zwischen denen kleine Wasserstrahlen, wie silberne Bänder, hervorbrachen. Doch nur einen Augenblick achtete sie hierauf; denn durch eine mit Epheu vergitterte Oeffnung sah sie, schnell erröthend, ihr Ideal eines jungen Mannes da sitzen, als hätte ihn ein großer Künstler aus ihrer Phantasie gestohlen: so lebendig, mit so warmen Farben!

Er saß auf einem Steine, und hatte den Kopf hintenüber in den weichen Epheu gelehnt — den Kopf, um den sich das schönste braune Haar in natürlichen Locken ringelte. Die eine Hand ließ er lässig auf dem Knie ruhen, die andre auf einem Instrumente, das sie nicht kannte; die blauen feurigen Augen hatte er an die Decke der Grotte geheftet, und ein Zug von interessanter Schwermuth machte das schöne Gesicht noch schöner. Sie blickte umher, ob sie allein wäre, und — sah noch mehr, als sie sehen wollte: daß der Ausgang aus der Grotte zu dem Gange, in welchem sie

stand,

stand, durch Buschwerk ganz versperrt war, und daß der einzige Weg aus derselben links von ihr weg führte. Sie konnte also von dem schönen jungen Manne nicht überrascht werden, und durfte ruhig stehen bleiben, wo sie stand.

So blieb er lange sitzen, und sie wünschte doch, auch seinen Gang zu sehen und seine Stimme zu hören. Endlich machte er eine Bewegung: sein Kopf sank mehr herunter; und sie sah nun das ganze Gesicht, ein schönes Oval, mit den Purpurrosen der Gesundheit auf den Wangen, und den großen dunkelblauen, feurigen Augen unter der edlen Stirn.

Er griff erst leise, dann laut, ein Paar Accorde auf seinem Instrument, das sie bald für eine Guitarre erkannte, und sang nun eine Romanze, deren Inhalt die Liebe zu einem Mädchen war, das ihn nicht kannte, und das ein Unwürdiger zu seinem Eigenthum machen wollte. Es schien ihr, als wäre die Romanze auf sie selbst gemacht; und — wie flog ihr Herz, als sie

von der schönen Stimme sogar ihren Namen: Agnes, hörte! O, das war zu viel, selbst für ein Mädchen, das die Liebe besser gekannt hätte, als Agnes! —

Alles traf sich nur zufälliger Weise so. Der schöne Guitarre-Spieler war der Legations-Sekretär von Keller, ein junger Mann voll Geist, der dem Herrn Grafen von Rauch in London nicht allein seine Feder, sondern sehr oft auch seinen Kopf hatte leihen müssen. Der Graf konnte ihn nicht leiden, aber — auch nicht entbehren. „Es ist nichts an ihm," sagte er: „ein fader Kopf, der die Welt eben so betrachtet, wie eine Familie; der keinen Sinn für Massen, und nicht halb so viel Genie hat, als man ihm nach seinen wirklich schönen Augen zutrauen sollte."

Herr von Keller hielt sich in der Nähe bei einem Verwandten auf, und kam nur bisweilen zu dem Grafen, wenn etwas für ihn zu thun war. Eines Tages hörte er zufälliger Weise von den Bedienten im

Schlosse, daß der Graf ein Auge auf das Fräulein Falk geworfen hätte, und der Graf selbst sagte mit einer spöttischen Bemerkung, das Fräulein wäre eine ideale Schönheit. Das Mädchen jammerte ihn, ob er es gleich noch nicht gesehen hatte; denn er kannte das Herz des Grafen, und wußte, wie leer es war.

Er hörte so viel von der Schönheit des Fräuleins von Falk, daß er neugierig wurde, sie zu sehen; der Graf aber lud ihn aus guten Ursachen nie ein, wenn die Familie Falk bei ihm aß. Herr von Keller wollte eines Morgens von des Grafen Gute zurück reiten, als der Oberkammerherr mit seiner Gemahlin und Tochter daselbst ankam. Nun versteckte er sich im Garten, und sah das schöne Mädchen mit dem unschuldigen Engelsgesichte, das nicht einem Manne, sondern bloß der Lüsternheit, zur Beute werden sollte. Er hörte einzelne Worte von einem Gespräche zwischen der Mutter und Tochter über den Grafen,

woraus sich ergab, daß die erstere den Grafen sehr begünstigte und ihn der Tochter aufzudringen suchte. Um so mehr wünschte er, diese sogleich zu warnen; doch die Mutter wich nicht einen Augenblick von ihrer Seite.

Die schöne Agnes stand immer vor seiner Phantasie, und an seiner Eifersucht gegen den Grafen merkte er, daß er selbst sie liebte. Er sah sie noch einige Male, und fühlte sich sehr unglücklich; denn welche Hoffnungen konnte er sich machen, da ihm der reiche Graf entgegen stand! Nur der Einsamkeit und dem Echo durfte er die Leiden seines Herzens klagen. Das that er denn sehr oft, und auch heute. „Verdammte Welt!" sagte er endlich. „Da sitze ich hier, den Felsen meinen Gram vorzusingen, und lasse das edle Mädchen verderben! O, hätte ich sie nie gesehen!" O, dachte auch Agnes, hätte ich ihn nie gesehen!

Er legte die Guitarre nieder, stand auf, und ging. Auch Agnes wollte nun gehen;

aber nach zwei Sekunden stand er vor ihr, weil in der Grotte noch ein zweiter Ausgang war, den sie nicht bemerkt hatte. Sie erröthete bis an die Fingerspitzen, und wünschte sich weit weg, ob sie gleich entschlossen gewesen war, sich in den ersten schönen jungen Mann, den sie anträfe, zu verlieben. „Ach, gnädiges Fräulein!" sagte er, mit einer ehrerbietigen Verbeugung.

Auch sie verbeugte sich. Ich wollte den Garten besehen.

„Er ist wirklich schön. Niemand kennt ihn besser, und ist öfter darin, als ich. — Darf ich Ihnen meinen Arm bieten?"

Der Mensch war eben so frei, wie der Graf; denn sie hatte seinen Arm genommen, ehe sie noch wußte, wer er war.

„Ich bin der Legations-Sekretär von Keller, und Sie, das weiß ich schon, Fräulein von Falk."

Nun gingen sie schweigend neben einander her. Auf einmal blieb Keller stehen, und sagte: „Nein, ich finde nie eine bessere Gelegenheit, mein Fräulein, Sie zu

warnen. Der Mann, in dessen Hause wir sind, ist ein höchst verächtlicher Mensch. Und diesem Elenden sollen Sie aufgeopfert werden!" — Ein Paar Thränen, die über die schönen Wangen liefen, waren ihre ganze Antwort. — „Das edelste, reinste unschuldigste Wesen soll dieser herz- und gefühllose — Mann? nein, das ist er nicht! — diese vertrocknete Gestalt eines Mannes ... Ich konnte es nicht ansehen; ich mußte Sie warnen. Sie kennen den verächtlichen Menschen nicht; ich kenne ihn. Er wird sie nach einem Monathe hassen, wenn Sie noch Eine Tugend haben. O, für Sie, mit dem Himmel in der reinen Seele, ist in seinen Armen eine Hölle bereit!" Bei diesen Worten rannen ihm Thränen über die Wangen; und er küßte ihre Hand, die er auch leise drückte. „Ich bin fertig," sagte er dann auf einmal, zog seine Hand zurück, und trat einen Schritt von ihr weg.

Was kann ich thun! sagte sie, und hatte nicht einmal Muth genug, die Augen zu dem jungen Manne zu erheben, der einen

so warmen Antheil an ihrem Schicksal nahm. Ich bin, fuhr sie fort, sehr unglücklich, daß ich keinen Freund habe!

In diesem Augenblick lag er vor ihr auf den Knieen. „O, der Himmel und alle guten Menschen müssen ja zu ihrem Dienste bereit seyn! Dieses Herz . . ." — Er legte die Hand so rührend auf die Brust; doch das that auf sie keine Wirkung. Sie befahl ihm so majestätisch kalt, er sollte aufstehen, daß er es bei allem seinem Muthe nicht wagte, länger zu knieen.

Welches ist der nächste Weg nach dem Hause? fragte sie, mit so vieler Strenge, daß er den Weg nur mit dem Finger bezeichnete, und nicht ein Wort mehr sagte. Sie ging nach einer kurzen Verbeugung, und er sah ihr verzweifelnd nach. —

So streng Agnes auch gegen den jungen Mann gewesen war, so blieb sein Bild doch in dem ängstlich, aber auch angenehm, wogenden Herzen.

Sie ging in der Allee nahe bei dem

Hause noch lange auf und nieder, dachte, träumte von dem kleinen Vorfall, und wußte nicht, ob sie froh oder traurig wäre. Während dessen drang die Liebe immer tiefer in ihr Herz; und als sie mit ihren Eltern nach Steinau zurückfuhr, war sie schon fest entschlossen, ihre Hand nie einem andern Manne zu geben, als dem, der sie so zärtlich gedrückt hatte.

Zum dritten Male.

Der arme Keller hätte verzweifeln mögen; denn es war doch augenscheinlich, daß die schöne Agnes den verächtlichen Grafen liebte! — Er nahm sich vor, das Gut des Grafen nie wieder zu sehen, und ritt zurück zu dem Freunde, bei dem er jetzt wohnte.

Man suchte ihn zu erheitern; doch vergebens! Keller, sagte sein Freund, lassen Sie uns Selben besuchen! Er wird sich freuen, Sie wiederzusehen. —

Selben freuete sich wirklich, als er Kellern, den Sohn eines alten Freundes, wie-

dersah. „Aber was steckt Ihnen denn im Kopfe, lieber Keller?“ — Der Freund verrieth, als er mit Selben allein war, was er wußte: daß es Kellern schmerze, die schöne Agnes von Falk nicht retten zu können.

„Hat Keller das Fräulein gesehen?“

Ja. Nach seiner Beschreibung soll sie ein Engel seyn.

„Das ist sie wirklich,“ sagte Selben, und suchte Kellern auf. „Sagen Sie mir doch: was ist Ihr Graf Rauch für ein Mann? Seyn Sie aufrichtig! Der Mensch schleicht um ein Mädchen her, das mich interessirt.“

Zu spät, Herr von Selben! Das Mädchen ist ihm verkauft.

„So schnell geht das nicht. Ich habe dabei ein Wort mitzureden.“

Sie?

„Ich!“

O, dieser Rauch ist kälter als ein Frosch, giftiger als eine Schlange, verderblicher als ein Wolkenbruch, eine Pest, oder ein Erdbeben. Sie können nichts Edleres, nichts

Tugendhafteres thun, als wenn Sie das Mädchen aus seinen Händen retten.

„Kennen Sie denn das Fräulein?"

Allerdings. Sie ist schöner, als ...

„ ... als der Tag, als der Frühling, als der Himmel; tugendhafter, als die Tugend selbst. Die Liebesgöttin in eigener Person wäre nicht werth, ihr die Schleppe nachzutragen."

Keller stand verlegen da.

„Scherz bei Seite! Wenn Sie das Mädchen lieben, so sollen Sie es zur Frau bekommen." (Keller hob beide Arme auf, ohne ein Wort zu sagen.) „Sie sollen nehmlich wissen, daß ich das Privilegium habe, die Kinder der Frau von Falk zu verheirathen. Warum sehen Sie mich so verwundert an? Kurz und gut: wenn Sie das Mädchen lieben, so ..."

Gott, welche Hoffnungen!

„Also, Sie lieben Fräulein Agnes?"

Wer könnte sie nicht lieben!"

„Haben Sie mit ihr gesprochen?"

Ja; aber sie machte mir gar keine Hoffnung! Ich bin in Verzweiflung.

Selben ließ sich erzählen, und lächelte. „Ja, freilich! sie hätte sollen beide Arme ausbreiten, und den Knieenden an die Brust nehmen! — Nun, das wird wohl noch kommen. Lassen Sie mich nur machen!" — Er behielt den jungen Mann in seinem Hause, und ritt nach Steinau.

Frau von Falk war im Gespräch sogleich bei dem Grafen, und vergaß auch den Courier nicht, den er bekommen hatte.

„Ein angenehmer Mann!" sagte Selben.

Und so liebenswürdig!

„Ein großer Staatsmann!"

Er wird gewiß noch Minister.

„Da schwebt Ihre Agnes wohl ohne Zweifel jetzt in den Lüften."

Das seltsame Mädchen! Er ist ihr nicht jung genug. Denken Sie nur!

„Was Teufel! er ist ja höchstens funfzig Jahre alt."

Kaum vierzig.

„Was will denn Agnes also? Man

muß ihr den Kopf zurecht setzen, und das recht tüchtig.“

O, lieber Herr von Selben, sprechen Sie doch mit ihr! —

Er ließ sich erbitten, ging mit Agnes in den Garten, und sagte: Ihre Mutter, liebes Fräulein, hat mir aufgetragen, für den Grafen Rauch mit Ihnen zu reden.“

Ach Gott! lieber Herr von Selben!

„Hm! Also gefällt Ihnen wohl der Herr von Keller besser, der junge Mann, den Sie aus der Grotte her kennen?“

Ach, Herr von Selben! sagte sie, beschämt erröthend und zu Boden blickend.

„Erzählen Sie mir doch: wie kam es denn? . . . Daß ein junger Mann, wie Keller, der — das kann ich Ihnen beiläufig sagen — ein sehr edler Mensch ist, Ihnen besser gefällt, als der hölzerne Graf, versteht sich von selbst.“

Aber, mein Gott! woher wissen Sie denn . . .?

„Ich bin eine Art von Zauberer. Dem=

ken Sie doch nur an Ihre Schwester Bertha! Die wurde glücklich, und verdankt es meinen Künsten."

O, nehmen Sie sich meiner an! Aber woher wissen Sie ...?

„Ohne Zauberei, liebes Kind. Keller hat Sie gesehen, und liebt sie von ganzem Herzen. Aber — Sie haben ihn hart behandelt."

Ich? lieber Herr von Selben, ich? hart?

„Nun wie war es denn? —

Sie fing an zu erzählen; Selben fragte aber so oft und so rasch dazwischen, daß sie ob sie gleich ihr Horchen ganz hatte verschweigen wollen, sich mehr als Einmal in ihren Antworten übereilte, und endlich alles ganz aufrichtig gestanden hatte.

„Er singt zum Entzücken: nicht wahr?"

Ja, zum Entzücken! entfuhr ihr wieder; denn sie wußte nicht mehr, wo ihr das Köpfchen stand. Kurz, Herr von Selben hatte ihr nach einer halben Stunde

alle ihre Geheimnisse aus dem Herzen hervorgeholt.

„Also Sie lieben meinen Freund?"

O, Herr von Selben! das habe ich nicht gesagt.

„Nicht? Ja, wenn Sie ihn nicht lieben, dann ... Ich dachte schon darauf, Sie von dem Grafen zu befreien; doch jetzt ...."

O, lieber Herr von Selben, thun Sie es!

„Wenn Sie meinen Freund Keller liebten, so wäre es leicht."

Ich ... ich hasse ihn nicht, Herr von Selben. —

Selben fing wieder an zu fragen; und zuletzt stand Agnes vor ihm wie eine Purpurrose, weil sie sich schämte, so viel gestanden zu haben.

„Nun also, gute Agnes, Sie lieben ihn, wie er Sie. Ich habe ihm versprechen, ihn in Ihr Haus einzuführen."

In unser Haus? Sie wollen ihm wohl gar sagen ...

„Daß Sie ihn lieben? Ja, liebes Kind, so wie ich Ihnen gesagt habe, daß er Sie liebt."

Um des Himmels willen! Sie bedenken nicht...

„Ich bedenke, daß der häßliche Graf, wie mir Ihre Mutter gesagt hat, in acht Wochen zurückkommen will, und daß dann sogleich Verlobung und Hochzeit wird seyn sollen. Es ist wahrhaftig nicht Zeit genug übrig, daß Sie heute erröthen können, nach einem Monathe seufzen, wieder nach einem Monathe ihm leise die Hand drücken, dann sich einen Monath besinnen, um endlich, wieder nach einem Monathe, zu sagen, was Sie jetzt eben so gut sagen können: ich liebe Sie, und will die Ihrige seyn."

Den Grafen werde ich nie heirathen: das ist mein fester Entschluß.

„Liebes Kind, der Graf kommt zurück, und Ihre Verbindung wird angekündigt, ohne daß man Sie nur darum fragt. Sie weinen; man lächelt dazu, und bringt Sie in die Kirche. Ihre Mutter sagt,

anstatt

anstatt Ihrer, Ja, und Sie sind dann die unglückliche Frau dieses kalten Eisklumpens, der sie mit seiner Kälte und seiner Eifersucht zu Tode quälen wird. Also müssen wir nothwendig eilen. Ich bringe ihn hieher."

Hieher? Das können Sie nicht. Die Mama leidet keinen Mann unter Funfzig im Hause.

„Daran thut die Mama ganz Recht. Aber — Keller muß hieher, und sollte ich ihm einen so langen Bart machen, wie ihn der König Salomo in den Bildern hat." — Er sann hin und her, sann aber nichts heraus.

Die Mama sucht für mich einen Guitarre-Lehrer — sagte Agnes endlich verschämt und stockend.

„Einen Guitarre-Lehrer? Warum denn?"

Der Graf hat mir eine Guitarre geschenkt, und er sagt: keine Dame von Stande spiele mehr ein anderes Instrument. Nun sinnt die Mama den ganzen

Tag darauf, wie sie es anfangen soll, mich die Guitarre lernen zu lassen.

„Wo ist denn Ihr Instrument?"

Es liegt auf dem Sekretär der Mama.

„Gut! Ich bringe Kellern als einen Guitarre-Lehrer. Aber er weiß, daß Sie ihn lieben; also nützen Sie die kurze Zeit, die Sie haben."

Ach, die Hoffnung geben Sie nur auf, lieber Herr von Selben! Wenn die Mama hört, daß er jung ist, so wird sie nicht wollen. Ja, wenn er taub, stumm und blind wäre, dann ...!

„Stumm und blind soll er auch seyn; nur taub nicht: wie könnt' er sonst spielen? Jetzt, liebe Agnes, müssen Sie aber recht böse auf mich seyn. Vergessen Sie nicht, daß ich für den Grafen habe reden sollen!"

Er ging zu der Frau von Falk, und hob sehr verdrießlich an: „Ich sage Ihnen, gnädige Frau, Sie werden Ihre Noth mit dem Mädchen haben. Freilich kann sie nicht läugnen, daß der Graf liebens

würdig und angenehm ist; sie bleibt aber dabei: er ist mir zu alt. Der Teufel! über die jungen Mädchen! Das wird sich indeß geben, denk' ich. Sie werden wohl mit Güte ...“

Mit Güte, oder mit Gewalt, wenn Güte nicht hilft. —

Man sprach nun von andern Gegenständen. Doch auf einmal sagte Selben: „ei! da liegt ja eine schöne Guitarre. Lassen Sie doch sehen! Wissen Sie wohl, daß ich, wie ich hier vor Ihnen stehe, jetzt noch die Guitarre lerne? Ich habe das Instrument sehr lieb. Geben Sie doch einmal her! Als ich in Italien war — seitdem habe ich das schöne Instrument immer lernen wollen, doch nie einen Lehrer bekommen können. Erst ganz vor Kurzem hat mir der Himmel einen zugeschickt.“

Einen Lehrer? fragte die Frau von Falk mit glühenden Wangen. Doch Selben hatte die Guitarre schon in den Händen, strich seinen Accord fortissimo, und sang dazu mit einer ganz angenehmen Stimme:

Lacrimoso son io!
Perduto ho l'idol mio!

„Aber, gnädige Frau," fuhr er nun fort: „ich kann sonst nichts dazu singen, als Italiänisch; denn mein Lehrer versteht weder Deutsch, noch Französisch, noch Englisch, kurz, nur seine Muttersprache."

Die eben gehört dazu, hat mir der Graf gesagt.

Lacrimoso son io! sang Selben wieder, und strich lustig über die Saiten der Guitarre hin, weil er wußte, was er der Frau von Falk bieten konnte. „Freilich! Aber ich wollte doch, er könnte Deutsch; denn ich habe das Italiänische fast wieder vergessen. Einen Menschen, der so gut wie stumm ist, im Hause zu haben ... Wenn ich nicht Mitleiden mit dem armen Teufel hätte ... Er ist — denken Sie nur! stockblind. Von mir will er nach Göttingen, zu dem Augenarzt Richter, um sich den Staar stechen zu lassen. Seine Guitarre muß ihm durchhelfen."

Aber wie kann ein Blinder unterrichten?

„Besser, als ein Sehender, viel besser. Was haben die Augen mit der Musik zu thun!"

Die Noten!

„Weiß er auswendig."

Die Fingersetzung?

„Macht er vor." — Und nun griff Selben wieder in die Saiten, und sang: lacrimoso son io! und dann caro bell' idol mio! non ti scordar di me!

Frau von Falk war von seinem Singen ganz bezaubert. Ist denn der Mann schon bei Jahren?

„Nein, glücklicher Weise nicht. Ein alter Mann taugt nicht zum Lehrer auf der Guitarre. Er hat gerade das rechte Alter: zwei oder drei und zwanzig. Ein hübscher Mensch, wenn er reden und sehen könnte!"

Frau von Falk überlegte: jung und hübsch! aber doch blind, und — Agnes verstand ja kein Italiänisch! Ich traue

nur, sagte sie endlich lebhaft, den Italiänern nicht.

„Wie so? Fürchten Sie etwa, er könnte mich bestehlen?“

Das nicht. Aber wenn er hübsch ist . . .

„Das ist er; doch was schadet das?“

Ja, lieber Herr von Selben, ich dachte dabei an meine Agnes.

„Freilich, wenn er die sehen könnte, so stände ich für nichts; denn sie ist wahrhaftig schön wie ein Engel.“

Italiänisch kann sie nicht.

„Sie meinen, er soll ihr Unterricht im Italiänischen geben? Das kann er nicht, weil er nicht lesen kann. Er ist ja blind, wie ich Ihnen schon gesagt habe.“

Nein, ich wünschte, er möchte meine Agnes auf der Guitarre unterrichten, wenn ihm zu trauen wäre.

„Wie kann ein Blinder Sie bestehlen?“

Sie wollen mich nicht verstehen! Wenn ihm mit Agnes zu trauen wäre, mein' ich.

Selben schlug ein lautes Gelächter auf, und sagte dann: „Auf meine Ehre, das ist lustig. Er sieht ihre Tochter nicht; weiß nicht, ob sie achtzehn, oder achtzig Jahre alt ist, ja nicht einmal, ob er sich mit ihr allein im Zimmer befindet, oder nicht; und wenn er es denn auch wüßte — er könnte ja kein Wort reden, das Agnes verstände. Aber, gnädige Frau, machen Sie Sich darüber keine Sorgen! Er will schon nach drei Monathen von mir weg; und ich habe meinen Kopf darauf gesetzt, die Guitarre zu lernen. Einen solchen Lehrer fände ich nicht wieder, und wenn ich auch ganz Italien durchsuchte."

Sie würden mir ja den Gefallen thun, lieber Selben?

„Nein! das verlangen Sie nicht von mir!"

Frau von Falk bat den Herrn von Selben so lange, bis er endlich Ja sagte."

Er versprach, nach einigen Tagen seinen Blinden zu bringen, bedang sich aber für ihn aus, daß er gut behandelt werden, und

daß entweder die gnädige Frau oder Agnes ihn jeden Tag eine Stunde in der Allee auf und ab führen sollte, bis er selbst den Weg zu finden wüßte.

Nach drei Tagen kam Selben mit dem blinden Musiklehrer, der ein schwarzes Band über die Augen gebunden hatte, indeß freilich nur so, daß er noch immer sehen konnte. Der armen Agnes klopfte das Herz sehr ungestüm, als sie ihn aus dem Wagen heben sah. Der gnädigen Frau kam er, troz seiner Blindheit, so schön vor, daß sie ihm ihre Tochter schwerlich zum Unterricht anvertrauet haben würde, wenn nicht diese schon vorher ihren Widerwillen gegen den Menschen geäußert, und geradezu gesagt hätte: er sey gewiß von dem Grafen geschickt; und mit dem wolle sie nun einmal nichts zu thun haben, also auch bei dem Menschen keinen Unterricht nehmen.

Das flisterte Frau von Falk Selben beim Aussteigen zu. Ihm war bange vor dem ersten Augenblick, da die beiden Lie=

benden einander sehen würden, und er sagte daher laut: „Gnädige Frau, thun Sie nur, als ob Ihnen nichts daran läge.“ (Sie stieß ihn an.) „Mein Blinder versteht ja nicht ein Wort. Bleiben Sie nur in Ihrem Zimmer. Ich will ihn, wie von ungefähr, vor Agnes Thür bringen, und ihn da spielen lassen. Es müßte seltsam zugehen, wenn sie dann nicht zu der Guitarre Lust bekäme.“

Er that ohne Widerspruch, was er gesagt hatte. Keller spielte die Rolle eines Blinden sehr gut, und griff, als er an Ort und Stelle war, in die Saiten.

Agnes in ihrem Zimmer war außer sich, erblaßte und erröthete wechselsweise. Selben machte leise die Thür auf, und winkte. Mit ungewissen Schritten kam sie näher. Der verstellte Blinde heftete die schmachtenden Augen auf sie, und lispelte leise in den lauten Klang der Saiten: o geliebte Agnes!

Sie stand schweigend, im Gesichte glühend, auf ihrer Schwelle, und faßte zitternd

Selbens Hand. Auf seinen Wink trat Keller zu ihr in das Zimmer. Selben zog leise die Thür an, und sagte: „Keller, spielen Sie weiter! ... Sehen Sie nur den armen Blinden! Er liebt Sie mit unaussprechlicher Zärtlichkeit, und Sie lieben ihn. Lassen Sie es mich ihm in Ihrer Gegenwart sagen; denn er will nicht glauben, daß er der glücklichste aller Menschen ist. Gute Agnes! weinen dürfen Sie nicht. Ihre Mutter könnte kommen! Geben Sie ihm ein Zeichen, daß Sie ihn lieben." (Sie bot ihm ihre Hand.) „Die darf er nicht nehmen; er muß ja fortspielen. Ein andres Zeichen!"

Geliebte, ewig theure Agnes! seufzte Keller leise: darf ich hoffen, daß Sie die Meinige werden wollen?

„Antworten Sie, Agnes! Nur drei kleine Worte: ich will es!"

Das arme Mädchen flisterte in der größten Angst: ich will es, wenn ...

O Triumph ... fing Keller an zu singen.

„Italiänisch! Keller, wo denken Sie hin! Italiänisch!"

O Trionfo d'amor! sang er nun laut, und heftete die seligen Blicke auf das geliebte Mädchen.

„Jetzt gehen Sie hinunter, Agnes, und sagen Sie: der Anblick des Blinden wäre Ihnen zu fürchterlich. Ihre Mutter wird Sie dann zwingen."

Agnes ging; die Mutter begegnete ihr aber schon auf der Treppe. O, Mutter, sagte sie, noch immer mit Thränen in den Augen: ich kann keinen Unterricht bei dem Menschen nehmen; sein Anblick ist mir zu fürchterlich.

Du bist eine Närrin! erwiederte die Mutter. Ziere dich nicht; du mußt! — Sie faßte die Hand ihrer Tochter, und zog sie wieder in das Zimmer. Der Blinde hatte unterdeß sein Band wieder über die nassen Augen gezogen, und sang zu seiner Guitarre den Triumph der Liebe.

Selden fing an, gebrochen Italiänisch mit ihm zu sprechen, und warnte ihn, sich

ja nicht zu verrathen, besonders der Mutter nicht zu antworten. Diese fragte nehmlich jede Minute, ob das Instrument leicht wäre, oder sonst etwas; und Selben sagte denn jedes Mal dazwischen: „er versteht ja kein Wort!" damit sein Blinder, der wirklich, wie ohne Sinne da stand, sich nicht vergessen sollte. —

Aber wie kann man ihm zu verstehen geben, daß er unterrichten soll? fragte die Mutter.

„Far di musica! sagt man," antwortete Selben; „dann setzt sich Fräulein Agnes neben ihn, und berührt seine Hand."

Nun denn, Agnes! — Ihre Guitarre wurde gebracht, und Selben sagte: Far di musica! Keller stimmte die Guitarre, zeigte seiner Schülerin dann die leichtesten Griffe, und ließ sie, was er ihr gezeigt hatte, nachmachen.

„Das ist etwas langweilig," sagte Selben. „Ich bin hungrig, wie ein Wolf. Geben Sie mir doch ein Frühstück." — Frau von Falk warf noch einen Blick auf den Blinden, der vor sich hinstarrte, und

ging dann. Nach einer halben Stunde kam Agnes. O, Mama, es ist sehr langweilig, mit einem Menschen beisammen zu seyn, der stumm und blind ist. Aber lernen kann man von ihm, Herr von Selben, das habe ich schon gemerkt. Nach vier Wochen, hoffe ich, die Guitarre ziemlich gut zu spielen. Nun, ich muß nur wieder hinauf gehen, daß der arme Blinde nicht ungeduldig wird. —

Nach einer halben Stunde ging die Mutter wieder zu ihrer Tochter hinauf, und freuete sich nicht wenig, daß sie schon zwei Accorde spielte und ein Italiänisches Liedchen dazu sang.

„Sehen Sie nun wohl,“ sagte Selben, „welch ein vortrefflicher Lehrer mein Blinder ist?“ —

Der schöne Blinde erregte das Mitleiden des ganzen Hauses, und auch Agnesens Widerwille gegen ihn ging in diese bessere Empfindung über, so daß sie ihn bald selbst in den Garten führte. Die Mutter hatte so wenig Argwohn, daß sie sagte: Agnes,

kannst du von ihm nebenher ein wenig Italiänisch lernen, so thu' es ja! Der Graf spricht es sehr gut. Man muß jede Gelegenheit nutzen, wo man etwas lernen kann.

Agnes war in peinlicher Unruhe darüber, daß sie ihre Mutter so betrog; Keller bewies ihr aber durch mancherlei Beispiele, welch ein höchst verächtlicher Mensch der Graf wäre. Nun sagte sie, im Gefühl ihrer jungfräulichen Würde: es ist Nothwehr! Lieber wollte ich sterben, als das Opfer eines solchen Elenden werden! —

Selben kam oft nach Steinau, seinen Blinden zu sehen. „Was macht Keller?" fragte er Agnes.

Er ist ein vortrefflicher Mensch! Und der Graf ein so verächtlicher! — Aber, lieber Herr von Selben, wie wird es am Ende werden!

„Freilich, liebes Kind, sehe ich die Gewitterwolken schon, die über euch aufsteigen. Indeß, Sie sind aus den Händen des Grafen, dieses Ungeheuers, gerettet, wenn Sie von Herzen lieben."

Gerettet bin ich, Herr von Selben, und müßte ich auch sterben! —

Agnes lernte die Guitarre recht gut spielen, obgleich die Mutter nicht begriff, auf welche Art; und obendrein sprach sie auch einige Worte Italiänisch. Aber — der Unterricht wurde bald unterbrochen.

Eines Morgens, als Agnes in ihrem Zimmer mit ihrem Lehrer allein war, und ihre Hand in der seinigen lag, kam der Graf Rauch ganz in der Stille auf den Hof geritten, um die Geliebte zu überraschen. Die Mutter sah ihn, und eilte ihm entgegen.

Wo ist Fräulein Agnes? fragte er nach der ersten Begrüßung.

Leise, Herr Graf! ganz leise! Sie ist auf ihrem Zimmer. Nun, Sie sollen, hoff' ich, von dem Mädchen überrascht werden! —

Der Graf ging leise hinauf; Agnes hörte aber dennoch Jemand kommen, und hob sogleich ihr Trionfo d'amor! an.

Die Guitarre? fragte der Graf. Haben Sie einen Lehrer gefunden?

Den besten von der Welt! — Und mit diesen Worten standen Beide in der geöffneten Thür. Der Graf war allerdings sehr überrascht; er rief: Diable! Keller! was machen Sie hier?

Keller? Lieber Herr Graf, ein armer blinder Mensch, der Sie nicht versteht, wenn Sie nicht Italiänisch sprechen.

Ein Blinder? Es ist ja mein Legations-Sekretär; und der sieht besser, als ich.

Die Mutter erstaunte, konnte aber an der Versicherung des Grafen nicht zweifeln, da die Schuld des jungen Paares in den bald glühenden, bald bleichen Gesichtern deutlich zu lesen war.

Keller riß auf einmal das Band von seinen sprechenden Augen, und stand in einer edlen Stellung vor der Mutter da. „Sie, meine gnädige Frau," sagte er sanft, „habe ich um Verzeihung zu bitten. Die reinste Liebe zu Ihrer Tochter, und des Fräuleins Liebe zu mir ..." Bei diesen

Worten warf sich Agnes vor ihrer Mutter auf die Kniee.

Also ist er nicht blind? rief diese mit Thränen der Wuth. Also spricht er Deutsch? Welche schändliche Betriegerei! Und du . . . du unverschämtes Mädchen! . . . Herr Graf, Sie sehen, wie ich betrogen bin von dem Menschen da, und von dem abscheulichen Selben! Ich Thörin! wie konnte ich auch dem Bösewicht trauen! — Sie ergriff die eine Guitarre, und zerschlug die andre damit.

Welch ein niedriger Betrug, Keller! sagte der Graf, sich ein Ansehen gebend.

„Das darf Jeder sagen, Ew. Excellenz, wie ich mit Beschämung fühle; nur Sie, Sie allein auf der ganzen Erde, nicht.“

Herr Legations-Sekretär? Sie nehmen einen Ton . . .

„Es ist der rechte! . . . Ich hätte mir einen solchen Betrug auch nimmermehr erlaubt, wenn nicht dieses unschuldige, glückliche, engelgleiche Mädchen in naher Ge-

fahr gewesen wäre, Ihnen, Herr Graf, aufgeopfert zu werden! Ihnen!

Sie vergessen sich, Herr Sekretär!

„Das bin ich nicht mehr; ich habe meinen Abschied genommen, Herr Graf, ob Sie gleich nie glauben wollten, daß ich es thun würde. Jetzt bin ich unabhängig genug, meine Geliebte gegen Sie zu vertheidigen. Fräulein Agnes kennt Sie, Herr Graf; und auch die Mutter soll Sie kennen lernen!"

Decampez tout à l'heure, Monsieur! sagte der Graf, ihm einen Schritt näher tretend, und zugleich gab er der Mutter einen Wink.

Fort! rief diese wüthend; fort! Wilhelm! Georg! Heinrich! . . . Den Augenblick gehen Sie, und wagen Sie es nicht wieder, dieses Haus zu betreten!

„Und wenn ich," sagte Keller im Weggehen, „von jetzt an die Ewiggeliebte nie wiedersehe, so ist mein Leben doch nicht verloren gewesen: ich habe die Tugend, das

Glück eines unschuldigen Herzens gerettet!" —

Du Unwürdige! sagte die Mutter nun; du Abscheuliche! ich will dir zeigen, was eine Mutter ist! Gieb dem Herrn Grafen auf der Stelle deine Hand, und sprich nach, was ich dir vorsage! — Sie zog Agnes gewaltsam näher.

Der Graf machte eine Bewegung, ihre Hand zu fassen. „Herr Graf," sagte Agnes nun; „hätte ich auch bis jetzt an allem, was ich von Ihnen weiß, gezweifelt: dieser Augenblick würde mich überzeugen."

Wovon, du Närrin?

„Daß der Graf ein niedriger Mensch ist. Er will es benutzen, daß ein unglückliches Mädchen von einer harten Mutter gemißhandelt wird!

Harte Mutter? gemißhandelt? O, du . . . du . . . — Sie schalt mit kreischender Stimme fort, und drohete der Tochter sogar mit der aufgehobenen Hand.

Nun ließ Agnes den Muth sinken, und erblaßte. Als die Mutter jetzt noch einmal

ihre Hand ergriff, bat sie den Grafen, sie zu beschützen; und er verwendete sich wirklich für sie. Agnes mußte versprechen, den Betrieger nicht wiederzusehen, auch weder einen Brief von ihm anzunehmen, noch an ihn zu schreiben.

Und hältst du nicht Wort, so mußt du noch denselben Tag dem Herrn Grafen deine Hand geben.

Auch das versprach Agnes, und der Graf ging mit der Mutter hinunter, um zu überlegen.

Frau von Falk verlangte, der Graf sollte Kellern arretiren lassen, oder ihn fodern und todtschießen. Es kostete Mühe, sie zu überzeugen, daß ganz anders zu verfahren sei. Agnes, sagte er, ist furchtsam, wie ich bemerkt habe. Man braucht sie also nur mit Drohungen zu überraschen, so wird sich alles geben.

Sie liebt aber den Betrieger, wie sie selbst gestanden hat.

Das ist meine Sache, liebes Mütterchen. Uebrigens — wenn Sie etwa aller-

lei von mir hören, so vergessen Sie nicht, daß es von meinem Nebenbuhler herrührt.

Herr Graf, ich weiß ja wohl, daß Männer von Ihrem Stande, Gesandten auf Reisen, keine Engel sind. Das Gerede der Leute ist mir gleichgültig. —

Am folgenden Tage nahm die Mutter ihre Tochter vor, betheuerte, daß ein solcher Betrieger, wie Keller, nimmermehr ihr Schwiegersohn werden sollte, und bat, schalt und drohete wechselsweise. Agnes saß mit bleichen Wangen da, und konnte erst nicht zu Worte kommen. Doch endlich gelang es ihr; und nun erzählte sie, was sie von dem Grafen wußte: wie schlecht seine Sitten, wie zerrüttet seine Gesundheit, und wie abscheulich seine Grundsätze wären.

Er ist freilich kein Engel. Aber wenn nun die Leute von dir erfahren, daß du deinen Liebhaber beinahe zwei Monathe heimlich im Hause gehabt hast: was meinst du denn, daß sie von dir sagen werden! Die sollte doch ja schweigen; sie ist wahrhaftig auch kein Engel! — (Agnes errö-

thete, weil sie sich getroffen fühlte.) Wenn nur der Graf ein Auge zudrückt; du darfst nicht reden. Jetzt — so weit hast du es gebracht — müssen wir Gott danken, wenn sich nur ein Mann für dich findet. So ganz genau dürfen wir es mit ihm nicht nehmen.

Diese giftigen Vorwürfe empörten zuletzt die Jungfrau, wenn auch die Tochter zitterte. Agnes stand auf, und sagte: „nun, so ist er doppelt ein Elender, da er seine Hand einem solchen Mädchen geben will! so bin ich denn nicht werth, daß mir irgend ein Mann seine Hand anbietet! so lassen Sie mich meine Schande — o Gott! das kann meine Mutter von mir denken! — in irgend einem Stifte verbergen! Ich entsage jeder Heirath auf ewig. Gott ist mein Zeuge.

So? Und ich sage dir, du bist nach vier Wochen Gräfin Rauch, oder ich schicke dich zu der Tante in Böhmen, auf ihr altes Raubschloß. Da magst du mit den Kauzen und Nachteulen deine Liebeshändel

treiben. — (Dieses alte Raubschloß in Böhmen, mit seinen Fledermäusen, Eulen und Uhuen, besonders aber die Tante selbst, die einer Furie ähnlich sah, war in Steinau das Schrecklichste, womit man bedrohet werden konnte.) Agnes sagte schaudernd: „O Gott! lassen Sie mir nur Zeit, liebe Mutter!"

Zwei Monathe! nicht einen Tag länger! Danach kannst du dich richten! Durch deinen Ungehorsam bringst du deinen Vater noch unter die Erde, und deine Mutter dazu! Seit gestern hat sich sein Zustand sehr verschlimmert.

Agnes rang die Hände; denn ihr Vater wurde wirklich mit jeder Woche schwächer, und sie hatte doch auf seinen Schutz gerechnet.

Nach einigen Tagen kam Selben. Frau von Falk hatte sonst für keinen Menschen so große Achtung, wie für ihn; jetzt aber war sie doch allzu sehr gegen ihn erbittert. Sie empfing ihn vor der Hausthür, überhäufte ihn mit Vorwürfen, und drohete

ihm, die Knechte vom Hofe zusammen zu rufen, wenn er es wagte, auszusteigen. Selben mußte wirklich zurückfahren, ohne die schöne Agnes auch nur gesehen zu haben.

Er fuhr gerades Weges zu Wenzeln, und erzählte ihm die ganze Sache. Wenzel schüttelte den Kopf, und mißbilligte alles, was Selben gethan hatte. Dieser vertheidigte sich. Ich weiß, daß der Graf Rauch der größte Sünder im ganzen heiligen Römischen Reich ist, ein ganz ausgedorrter! Die Sünde wohnt bei ihm nicht mehr im Blute; denn er hat keinen Tropfen mehr: sie wohnt ganz allein' in seiner Seele. Und diesem Menschen wurde die Enkelin Ihres Vaters aufgeopfert, wenn ich es nicht verhinderte! Die arme furchtsame Agnes hatte nichts zu ihrem Schutz: da gab ich ihr die Liebe, damit sie sich doch mit etwas wehren könnte. Falk, sie wäre jetzt schon Gräfin Rauch, wenn ich nicht meinen blinden Amor zu ihr geführt hätte.

„Höllenteufel! ich will mit der Mutter reden.“

Reden? mit der Mutter? Vortrefflich! Sagen Sie doch der Frau von Falk ja recht deutlich, daß wir Lust haben, ihre Tochter aus der Hölle zu retten! Falk, Sie machen das Mädchen unglücklich. Ein Wagen mit vier Pferden, das Mädchen aus dem Hause gestohlen: das ist mein Rath.

„Nein! ich rede mit der Mutter, und mit dem Vater obendrein. Hilft das nicht, so rede ich auch mit dem Grafen ein Paar Worte.“ Selben mochte sagen, was er wollte — Wenzel blieb bei dem Entschlusse, mit den Eltern zu reden. Er rief nach Pferden; und da es doch möglich war, daß er auch mit dem Grafen reden mußte, so ließ er einmal wieder alle seine Husaren aufsitzen, und ritt mit ihnen nach Steinau.

„Es wird mir wohl gelingen,“ sagte er; „denn ich reite mit Gott.“

Wenzels Kriegeszug.

Frau von Falk hätte ihm gern den Eintritt in ihr Haus verwehrt, da sie nicht zweifeln konnte, weswegen er käme. Sie rief ihm auch wirklich entgegen: Herr Schwager, Sie haben in diesem Hause, das durch Sie so unglücklich geworden ist, nichts mehr zu suchen.

„Eine Mutter, hoffe ich zu Gott, werde ich finden!" sagte Wenzel, und stieg ruhig vom Pferde.

Aus seiner starken Begleitung sah sie wohl, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten war; sie mußte ihn also eintreten lassen.

„Wo ist meine Nichte?“ fragte er. Als man ihm antwortete: nicht zu Hause; suchte er sie auf ihrem Zimmer, und rief allenthalben ihren Namen. Sie war aber wirklich nicht zu Hause; denn als die Frau von Falk ihren Schwager, den sie an seinen Husaren kannte, über die Höhe herunter kommen sah, schickte sie ihre Tochter sogleich zu dem Justiz-Amtmann, und befahl ihr, so lange bei dem zu bleiben, bis man sie wieder abholte.

Wenzel kam endlich wieder in das Zimmer seiner Schwägerin; und sie fragte ihn: sind Sie hier Herr, oder ich?

„Was Herr! Ein Mensch bin ich, und Oheim dazu! Frau Schwester, es thut mir in der Seele weh, daß Sie nicht wissen, was Sie als Mutter seyn könnten und sollten. Meine Klaudie liegt oft auf den Knieen, und betet: laß meine Tochter, wenn es seyn muß, jedes Unglück treffen, Vater im Himmel; nur bewahre sie vor Sünde! Und Sie, Frau Schwägerin, Sie wollen Ihre Tochter dem Teufel in den Rachen stürzen?

Unterbrechen Sie mich nicht! Dem Teufel sage ich. Aber Sie wissen wohl noch nicht, wer der Mann ist, dem Sie Ihre Agnes geben wollen. Nun so hören Sie! Sein Herz gleicht einem trocknen Brunnen, in den der Teufel allen Unrath wirft. Er hat die Unschuld von hundert Mädchen vergiftet. Den Teufel beneidet dieser eingefleischte Satan um die Verführung des ersten Weibes; mit des Teufels Großmutter würde er zuhalten, aus bloßem Kitzel. Kurz, ich wollte mein Kind lieber dem glühenden Moloch in die Arme werfen, als diesem welken giftigen Sünder. Agnes ist ja Ihr Kind, Frau Schwester! Sie hat unter Ihrem Herzen und an Ihrer Brust gelegen!" —

Frau von Falk hielt eine Hand vor die Augen, und wendete sich ab. Wie indecent Sie reden, Herr Schwager!

„Indecent? Nun, wenn das indecent ist: wie nennen Sie denn das Leben des Menschen, dem Sie Ihr Kind geben wollen? Deckt denn sein Orden alle seine Sün-

den zu? Sehen Sie doch nur, wie die Teufel um diesen Schandpfahl des Menschengeschlechtes herstehen, und ihn kitzeln, um ihn noch zu einer Sünde mehr zu reitzen, zu der er sonst keine Kraft hätte! Ich habe ihn einmal gesehen: als wäre er aus Goldschlägerhaut gemacht und mit stinkender Luft aufgeblasen; nichts an ihm ist gesund. Wäre es auch nur sein Körper, so wollte ich allenfalls schweigen, obgleich die Seele den edleren Theil ausmacht. Aber er ist ja nichts als eine leere Federspule mit Blatterngift gefüllt! ... Wäre seine Seele nur halb gesund, so wollte ich auch nichts sagen, obgleich ein so schönes und gutes Mädchen, wie Agnes, ein besseres Loos verdient. Aber — fallen Sie mir nicht in die Rede! — seine Seele ist wie ein Giftwind, der alles tödtet. Was könnte Agnes sonst von ihm lernen, als sündigen! Und alle ihre Sünden würden dann einst, wie böse Geister, rings um das Sterbebett der Mutter stehen und schrecklich grinsen. O, mir fließen die Thränen aus den Augen.

Sehen Sie doch zu Gott auf, Frau Schwester! Sie sind Mutter, und sollen einst Rechenschaft von Agnes geben vor dem Richterstuhle Dessen, der selbst sagte — merken Sie das wohl! —: Wenn auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen!"

Obgleich Wenzel für die Frau von Falk ein ganz unbegreifliches Wesen aus einem andern Planeten war, so wußte sie dennoch recht gut mit ihm umzugehen. Sie sagte weder Ja, noch Nein zu seiner Predigt, sondern hängte den Kopf, seufzte, weinte, war gerührt, und hielt sich an einem Stuhle, als wäre sie einer Ohnmacht nahe. Dieses Mal aber ließ sich Wenzel nicht so abfertigen. Er glaubte, seine Schwägerin überzeugt zu haben, und hob daher wieder an: „Sie thun am besten, wenn Sie mir das Kind mitgeben. Den Betrug mit dem Guitarre-Spieler habe ich nicht gebilligt; ich dächte aber, da die Sache nun einmal so steht ..."

Jetzt war Rührung, Weinen und Ohn-

macht auf einmal vorüber. Nein! nimmermehr! sagte die Mutter heftig, und ergoß sich in einen Strom von Scheltworten, Vorwürfen und Flüchen. Wenzel bemühete sich ein Paar Mal, wieder zu Worte zu kommen; doch vergebens. Er ließ endlich die Furie stehen, und ging zu seinem Bruder, der, abgezehrt, bleich und matt, in seinem Bette lag. „Weißt du, lieber Alis," fragte Wenzel sanft, „was in deinem Hause vorgeht?"

Nein, Wenzel. Mit mir ist es vorbei, wie du siehst. Laß mich in Ruhe sterben! Diese Worte sagte er mit so hohler Brust, daß Wenzel es für Unrecht hielt, ihn noch unruhig zu machen. Die Brüder reichten und drückten einander die Hand zum Abschiede. —

Wenzel ritt von Steinau gerade nach dem Schlosse des Grafen, und ließ sich melden. Rauch empfing ihn mit der größten Höflichkeit, und so ruhig, so treuherzig, daß Wenzel erst gar nicht den Anfang finden konnte. Doch endlich brach er los,

und hielt dem Grafen eine Vorlesung über die Thorheit eines Mannes bei Jahren, der sich einem jungen Mädchen aufdringen wolle.

Der Graf ließ ihn ruhig ausreden, und sagte dann: Herr Baron, ich habe das Leben bis jetzt nicht gekannt. Es war ein Unglück, daß man mich zu früh in die große Welt stieß. Ich hielt den Glanz des Ranges für das Schönste am Leben, und wurde dafür bestraft. Freilich habe ich das Leben genossen, wie ein Mensch ohne Grundsätze; ich sehnte mich aber doch immer nach etwas Besserem, nach Ruhe des Herzens, ging hieher, und fand ihre liebenswürdige Nichte. Wer kann sich der Sonne nähern, ohne Wärme zu empfinden! Ich liebte Agnes bei dem ersten Anblick, und die Mutter gab mir Hoffnung. Auf diese Hoffnung gründete ich nun den schönen Plan eines besseren Lebens. Es würde mich schmerzen, wenn ich sie wieder aufgeben müßte; doch würde ich es thun, wenn Ihre Nichte bestimmt erklärte, daß sie mit

mir

mir unglücklich zu werden befürchte. In diesem Falle, Herr Obristlieutenant, zöge ich mich sogleich zurück: darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort.

„Das hat sie bestimmt erklärt."

Gegen wen? unter welchen Umständen? Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß die Intrigue des Herrn von Selben mit einem jungen Manne, den ich besser kenne, als er, diesem jungen Manne keine Rechte geben, und mir keine nehmen kann. (Falk nickte mit dem Kopfe.) Mir gab die Mutter Ihrer Nichte Hoffnungen; bekomme ich die nun auch von Ihrer Nichte selbst: wer darf dann verlangen, daß ich einem Andern weichen soll! Sagt sie Nein; so ist die Sache entschieden.

„Dagegen kann ich nichts haben. Doch, Herr Graf, Sie müssen mir dafür stehen, daß die Mutter keinen Zwang gebraucht."

Das thu' ich gern; denn — wie könnte ich auf den Besitz eines Mädchens bestehen, das mich nicht wollte! Ich hätte wenigstens den Ruf meines Verstandes zu

schonen, wenn ich auch meine Ehre vergessen könnte.

Der Graf war so artig, wich jeder Erhitzung des Gespräches so vorsichtig aus, und war so nachgebend, daß Wenzel ihm nicht beizukommen wußte, und ganz unverrichteter Sache wieder nach Hause ritt.

„Der Graf,“ sagte er zu Selben, „hat mir sein Wort gegeben, daß man das Mädchen nicht zwingen will. Weiter konnte ich nichts fodern.“

Selben aber erwiederte: man drohet dem Fräulein mit dem Raubschlosse der Tante in Böhmen; und wenn das nicht Zwang ist . . .

„Je, so soll doch den dürren Sünder der Teufel holen!“ rief Wenzel, und ließ seine ganze Mannschaft wieder aufsitzen.

Er kam bei dem Schlosse des Grafen an. — Se. Excellenz ist verreis't.

„Wohin?“ — Das wußte Niemand. — „Georg erkundige dich einmal im Dorfe.“ Georg kam ohne Nachricht zurück. Wenzel ritt nun nach Steinau, wo er seinen

Bruder im Sarge, und seine Schwägerin in der größten Verzweiflung fand. Er fragte: „wo ist Agnes?"

Verreis't.

„Wohin, Frau Schwester?"

Danach hat Niemand zu fragen. Jetzt, Herr Schwager, bin ich hier Herr! Und, damit Sie meines Herzens Meinung wissen — ich verbitte mir Ihre Besuche gänzlich. Mischen Sie sich noch einmal in irgend etwas hier in Steinau, so werde ich ja wohl bei der Gerechtigkeit Schutz finden, da ich beweisen kann, auf welche Art meine älteste Tochter zu einer Mißheirath gekommen ist. Und entstehe daraus, was da wolle, ich lasse die Sturmglocke läuten, wenn Sie nicht mit Güte gehen.

Falk lächelte zu diesen Drohungen; er fühlte aber, daß er nichts thun konnte. Er kniete an dem Sarge seines Bruders nieder, küßte ihn, und ritt dann weg, doch mit dem Vorsatze, nicht eher wieder nach Falkenstein zurückzukehren, als bis er den Grafen gefunden hätte.

Er umgab das Schloß des Grafen, ließ in aller Stille recognosciren, und ritt auf den Hof.

Se. Excellenz ist verreis't.

„So? Ich habe Zeit zu warten." — Er ließ die Ausgänge des Schlosses von weitem beobachten, und quartierte sich in das Wirthshaus im Dorfe ein, wie bei seiner Expedition gegen den alten Reifenberg. Hier aber hatte er es mit einem schlauen Diplomatiker zu thun: der Graf war nach einem Jagdhäuschen auf einem andern Gute entwischt. Als Georg das meldete, ritt man dahin; doch der Graf, der seine Wachen so gut ausgestellt hatte, wie der Obristlieutenant, und sein Terrain kannte, war schon wieder von da weggefahren, und schickte seinen Feind durch eine falsche Nachricht anderswohin. Wenzel ließ sich das Nachsetzen nicht verdrießen; doch, wohin er auch kam, allenthalben war der Graf nicht mehr da.

Rauch saß unterdessen schon längst bei der Frau von Falk in Steinau, und Beide

versicherten der geängsteten Agnes, daß der Oheim, auf dessen Schutz sie noch immer wartete, seine Einwilligung gegeben hätte. Er würde sonst, sagte die Mutter, bald kommen, sein Lämmchen abzuholen und den Grafen zu fodern.

Die Geistererscheinung.

Die arme Agnes hatte zwar durch den Tod ihres Vaters ein Paar Monathe Aufschub gewonnen; es verging aber ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern, und man drohete ihr immer stärker mit der Tante in Böhmen. Sie sah mit Schrecken voraus, daß sie am Ende in den Abgrund stürzen würde, zu dem ihre Mutter sie hintrieb.

Selben, der noch zuweilen, obgleich nur mit großer Schwierigkeit, Nachrichten aus Steinau bekam, schrieb endlich an Franz, wie es um seine Schwester Agnes stände.

Franz antwortete: „Gutes Muths, lieber Selben! Sag' dem Oheim, er solle den flüchtigen Grafen laufen lassen. Meine Schwester ist gerettet. Ich bitte dich, und meinen Oheim, den 3ten Julius — es ist sein Geburtstag! — mit Frau und Tochter, um neun Uhr Vormittags, in seinem Staatswagen und in Galla gekleidet, vor dem Hofe, in Steinau zu seyn. Uebrigens bringst du Kellern mit, und fragst ihn: ob er sich wohl seines verstorbenen Freundes Franz noch mit Liebe erinnert. Sei ruhig. Alles ist gut!" —

Selben hatte Mühe, den Obristlieutenant zu finden. Dieser lächelte, als er Franzens Billet gelesen hatte, ritt spornstreichs nach Hause, und war so fröhlich, wie er seit langer Zeit nicht gewesen war.

Selben fragte Kellern nach Franz. Beide waren Schulfreunde, und hatten einander in der Jugend innig geliebt. Keller sprach noch mit großer Herzlichkeit von seinem Franz, dessen Tod er erst hier erfuhr,

und von dem er nicht einmal wußte, daß er der Bruder seiner Agnes war.

Die Kundschafter des Grafen brachten ihm endlich die Nachricht, daß der Obristlieutenant wieder in seine Burg eingezogen wäre, und daß Selben seine Freunde zu Lustbarkeiten, die acht Tage dauern sollten, eingeladen hätte. Nun bat er die Mutter, zu eilen. Sie wagte den letzten Sturm auf Agnes, und diese willigte endlich ein, doch mit dem Zusatze, daß sie es nur gezwungen thäte.

Die Hochzeit sollte schon nach wenigen Tagen seyn; Agnes sagte aber sehr bestimmt: „den dritten Julius, an meines Oheims Geburtstage; eher nicht!"

Man fing nun an, große Anstalten auf den dritten Julius zu treffen. Der Graf fragte Agnes, ob er ihrem Oheim schreiben dürfte, was sie versprochen hätte; und sie wendete nichts dagegen ein. Wenzel antwortete; „wenn die Mutter, und Die, denen jetzt die Herrschaft in Steinau zukommt, einwilligen, so habe ich nichts dagegen."

Diese Ruhe kam der Oberkammerherrin ein wenig verdächtig vor; indeß, so viel sie auch nachsann, nirgends zeigte sich ein Hinderniß, und ihr Spiel war glücklich gewonnen. Auch sie schrieb an den Obristlieutenant, bekam eine sehr höfliche Antwort, und war nun ihrer Sache völlig gewiß.

Der dritte Julius kam immer näher, und nirgends zeigte sich ein Feind. Doch die Frau Oberkammerherrin verdoppelte ihre Vorsicht. Agnes schlief mit ihr in demselben Zimmer, kam bei Tage nicht von ihrer Seite, und wurde obendrein von einem Mädchen, dem man trauen konnte, bewacht. Der Hof blieb immer verschlossen; alle Thüren und Fenster, welche in den Garten gingen, wurden mit Vorhängeschlössern versehen. Bei dem allen war Agnes ganz heiter; nur fand man es seltsam von ihr, daß sie gar keine Liebkosung von dem Grafen duldete, und nicht das kleinste Geschenk von ihm annahm. „Den dritten

Julius!" sagte sie muthwillig, wenn er ihr darüber Vorwürfe machte.

Mit der Heiterkeit der Braut wider Willen ging es sehr natürlich zu. Sobald Franz wußte, was in Steinau vorging, ritt er dahin, pochte seinen treuen Niklas aus dem Schlaf, und sagte: „Niklas, fürchte dich nicht! Ich lebe noch." — Alle gute Geister ..., stammelte Niklas und trat einen Schritt zurück. — „Fasse mich an! Ich bin kein Geist. Meinen Tod gab ich nur vor, um Jakobinen zu bekommen."

Ist ja auch todt.

„Sie lebt, und läßt dich grüßen. Schnell, guter Niklas! Wecke den Justiz-Amtmann, und bring ihn in den großen Pavillon. Du mußt eine Laterne mitnehmen. Aber sag' ihm nicht, wer ihn sprechen will. Ein vornehmer Fremder; weiter nichts."

Niklas machte seine Sache vortrefflich. Franz sagte: „ruhig, Herr Amtmann! Kennen Sie mich? Ich bin der Baron Franz von Falk, den man für todt hält." Der

Amtmann fuhr zurück. „Hier ist ein Brief an meine Schwester Agnes; den schaffen Sie morgen früh in ihre Hände."

Ew. Gnaden, das ist sehr streng verboten.

„Wer hat hier zu befehlen! Ich bin Herr von Steinau. Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?"

Sehr gern! sagte der Mann mit einer tiefen Verbeugung. Uebrigens freue ich mich, daß ich der Erste bin, der Ewr. Gnaden als seinem neuen Herrn huldigen kann.

„Sie schweigen unbedingt! Entschuldigungen lasse ich nicht gelten. Nehmen Sie Feder und Tinte mit zu meiner Schwester, daß sie mir antworten kann. Nur ein Paar Worte unter meinen eignen Brief. Niklas, du bringst mir die Antwort. Ich erwarte dich morgen Abend wieder hier."

So bekam Agnes durch den Amtmann, dem die Mutter völlig trauete, den Brief ihres Bruders, der ihr genau vorschrieb, wie sie sich verhalten sollte. Franz erhielt

am Abend ihre Antwort, und reis'te wieder zurück.

Endlich kam der dritte Julius. Die Mutter, der noch immer ein wenig bange gewesen war, ordnete nun vor großer Freude an, daß alle ihre Bauern heute einmal einen frohen Tag, auf ihre Kosten, haben sollten.

Noch vor 9 Uhr war die Braut in ihrem vollen Schmuck, und der Herr Graf, in einem prächtigen Kleide, und mit allen seinen Orden behängt, sah fast jede Minute einmal nach seiner, reich mit Brillanten besetzten, Uhr. Endlich ging man in den zur Trauung besonders decorirten Saal, wo sich die nächsten Verwandten des Grafen, der General Dorstedt mit seiner Familie und einige andre Personen befanden, doch niemand von dem Hause Falk, da die Mutter weder ihren Schwager, noch ihre Tochter Bertha eingeladen hatte. Erblaßt und erschöpft saß die Braut bei ihren Cousinen; und Renate hielt ihr von Zeit zu Zeit ihr goldnes Balsambüchschen vor.

So eben sollte die Trauung vor sich gehen; da flog die Thür auf, und es traten sechs Bedienten, alle in der prächtigen Staats-Liverei des Falkischen Hauses, herein. Frau von Falk hielt das für eine feine Galanterie des Grafen, und bezeigte ihm ihren Dank dafür durch eine Verbeugung. Die Bedienten stellten sich ehrerbietig an beide Seiten, und nun traten der Obristlieutenant und seine Klaudie herein: Er, in seiner reichen Staatsuniform; sie, wie immer, in einem ganz einfachen weißen Kleide, und himmlisch schön. Die Frau Oberkammerherrin machte einen langen Hals, und — auf einmal traten ferner herein — Gott im Himmel! schrie Alles vor Schrecken, und sprang auf — Franz und Jakobine, hinter ihnen Lindner und Selben, welche Wenzels und Franzens Kinder an der Hand führten. Noch nicht genug! da kamen auch Huber und Bertha, mit zwei Kindern auf ihren Armen.

„Ich lebe noch, Mutter," sagte Franz; „und daß ich noch Ihr Sohn bin, meine

theuerste Mutter, mögen Ihnen diese Thränen sagen."

Er kniete, laut weinend, vor ihr nieder, und alles weinte mit ihm. Wenzel sagte endlich schluchzend: „Sohn! guter Sohn! O, die Natur hat doch gesiegt! Dem barmherzigen Gott sei Dank!"

Die Oberkammerherrin sank, von der Mutterliebe überwältigt, in seine Arme, und sagte: o Franz! mein Sohn! mein geliebter Sohn! du lebst? du bist mir wiedergegeben? O, nenne mich tausendmal deine Mutter! Sprich doch, mein geliebter Franz! Ich kann mich ja an deiner Stimme nicht satt hören.

„O," rief Wenzel wieder, und küßte seiner Schwägerin die Hand: „macht den Himmel auf, daß alle Engel es sehen! Nein, macht die Thür auf, daß alle Menschen sehen, wie die Mutter den Sohn, und der Sohn die Mutter liebt!" Er umarmte alle Personen im Zimmer, den Grafen, den General, Renaten. Auf einmal nahm er dann seine Tochter in die Arme,

knieete so nieder, und rief: „ich werde auch noch eine andere schöne Stunde erleben, wenigstens im Himmel! O du guter Vater dort oben! Das Leben auf der Erde hat so viele Freuden! Was ist dagegen mancher kleine Schmerz!"

Es währte lange, ehe die Mutter wieder an die Bestimmung des heutigen Tages dachte. Doch während Selben Franzens Tod und Wiederauferstehung erklärte, kam sie von ihrem Entzücken zu sich. Franz, sagte sie recht artig, du kommst zu der Hochzeit deiner Schwester.

„Da ist sie ja, meine Agnes! und da mein Bruder!" Er nahm Beide in die zitternden Arme, und konnte sie lange nicht wieder loslassen. Dann führte er Jakobinen, die auf sein ausdrückliches Verlangen, heute sehr reich gekleidet war, zu seiner Mutter, und sagte laut: „Hier ist meine Gemahlin, liebe Mutter." Jakobine verbeugte sich ehrerbietig. Mit bebender Stimme, und ihr die Stirn küssend, sagte die Mutter: ich segne dich, meine Tochter Ja-

kobine! Und nun, mein Sohn — ich habe dich geehrt; jetzt wirst du, hoffe ich, auch mich und meinen Willen ehren. Deine Schwester ist Braut.

„Davon hernach, liebe Mutter. Erst will ich meine hiesigen Kinder sehen. — Kommt!" rief er den Bauern zu, die sich in die Flügelthüren gedrängt hatten: „Kommt, meine Kinder! Und vergesse ich euch je, so möge der Himmel mir seine Gnade entziehen! Oheim, nun will ich mit Ihnen in der Liebe zu den Meinigen wetteifern," (Er reichte den nächsten Bauern die Hände.) „Und du, Niklas, mein treuer Freund, du sollst sehen, daß ich dankbar bin. Herr Sekretär! Sorgen Sie dafür, daß alle meine Kinder heute bewirthet werden!" —

Alle Bauern riefen, mit Thränen der Freude in den Augen, ihr Vivat hoch! und das ganze Dorf war glücklich. —

Jetzt, mein Sohn, wirst du wohl Zeit für deine Mutter haben. Deine Schwester . . .

„Meine Agnes! Ja, Mutter! sie mag wählen!"

Sie hat gewählt.

„Jetzt wähle sie noch einmal. Agnes, ist es dein Wille, dem Herrn Grafen Rauch deine Hand zu geben?"

Nein, Bruder. O, rette deine unglückliche Schwester!

Ich habe das Wort Ihrer Frau Mutter, Herr Baron! sagte Rauch.

„Ich bin hier Herr, und der Vater meiner Schwester. Man hat sie gezwungen, ihr mit dem Raubschloß in Böhmen gedrohet. Herr Graf, ich will, um dieser Stunde willen, in welcher der wiedererstandene Sohn an dem Herzen seiner Mutter lag, vergessen, wie Sie mit meiner Schwester umgegangen sind; aber — kein Wort mehr von dieser Heirath!"

Die Mutter sagte: So muß ich denn wohl nach Salen gehen, mein Sohn. Dort habe ich zu befehlen.

Auch überall, wo ich bin, Mutter. Glauben Sie mir, daß Ihre Kinder Sie lieben

und daß Sie in unsrer Mitte glücklich seyn werden! . . . Nun, Agnes! hast du nichts mehr von deinem Bruder zu wünschen?"

Was sie wünschen könnte, sagte die Mutter zornig, das schlag' ich schon im Voraus ab. Der junge Mensch hat mich betrogen!

Auch ich habe Sie betrogen. . . . Nehmen Sie doch die Herzen ihrer Kinder an, und seyn Sie unsre Mutter!" Er warf sich aufs neue vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee, und küßte weinend ihre Hände. Sie rang in seinen Armen; er ließ sie aber nicht los, bis sie endlich mit Mutterliebe in seine Arme fiel, und sagte: nun so mag er kommen! Er ist doch wohl gewiß schon hier. —

Keller stürzte in den Saal, und kniete vor der Mutter nieder. Sie sagte ihm sanft: ich gebe Ihnen meine Tochter. Aber Sie müssen wieder Dienste nehmen; denn ich weiß, daß Sie es so weit bringen werden, wie der Herr Graf.

Hm! sagte der Graf mit Stolz: Das nun wohl nicht. Er ging nach einer kurzen Verbeugung, und seine Verwandten folgten ihm.

„Alle Teufel!“ sagte Falk; „ich sollte ihm eigentlich . . . Doch er mag gehen; ich will ihm nicht noch einmal nachlaufen.

Als Keller mit Agnes getrauet war, und man bei Tische fröhlich scherzte, sagte Selben: es ist doch sonderbar, Ew. Gnaden, daß ich recht dazu bestimmt scheine, alle Ihre Kinder zu verheirathen. (Er blickte auf Franzens Bruder.) Laß dich einmal darauf ansehen, du Kleiner! Giebt es etwas, so denk' an Selben!"

Ich danke dem Himmel, flisterte die Mutter ihm zu, daß Keller wenigstens von Adel ist. —

Jetzt holte Franz die Steinauische Familienbibel, und zeigte seinem Oheim die hineingeschriebene Stelle über die Erbschaft. „Sie ist nun mein!“ sagte er und ließ sich eine Feder bringen.

„Was willst dn, Franz?“ fragte Wen-

zel, und nahm ihm die Feder weg. Er selbst schrieb unter seines Bruders Handschrift: „ich halte dir Wort, Bruder im Himmel. Franz ist mein Erbe, und noch heute kann er Falkenstein in Besitz nehmen, wenn er will."

Franz lächelte und schrieb darunter: „Wir hatten einen edlen Oheim, der seinem Worte treu blieb, wie der Tugend. Sein Andenken lebe ewig unter unsern Nachkommen!" Beide hielten einander in den Armen.

Nun denn, Franz! sagte Selben: Du wolltest ja nie wieder lebendig werden!

„Ich mußte es, Selben, um meine Schwester zu retten, um meine Unterthanen glücklich zu machen. Doch, übrigens halte ich Wort. Sieh!" (Er legte einen Arm um seines Bruders Schultern.) „Dieser wird mein Erbe, sobald er ein Mann ist. —

„Und dann, Franz, ziehst du zu mir, deinem Oheim! Und — sieh die beiden Kinder da! — wir halten alle Wort. O

gebe Gott, daß auch dieser Wunsch noch erfüllt wird!"

Warum sollte er nicht, Falk! sagte Selben. Ihnen kann ja der Himmel nichts abschlagen.

Falk wird seinen letzten Wunsch bald erfüllt sehen. Ein Geschlecht von herrlichen Menschen ist um ihn her aufgeblühet. Alle nennen ihn Vater, und er sagt fast täglich: „O, guter Gott! das Leben auf der Erde hat so viele und so große Freuden: können in deinem Himmel noch größere seyn?"

Ende.

3142

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Wenzel Falk und seine Familie

Bd.: 3

Berlin (1810)

P.o.germ. 783 i-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113321-5